

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Anzeiger für schweizerische Geschichte = Indicateur de l'histoire suisse**

Band (Jahr): **16 (1918)**

Heft 2

PDF erstellt am: **25.09.2024**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

### **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*  
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, [www.library.ethz.ch](http://www.library.ethz.ch)

<http://www.e-periodica.ch>

## Einige mittelalterliche Wappensippen.

Wappensippen lassen sich, wo nicht der Zufall verschiedenen Familien gleiche oder heraldisch verwandte Wappen gegeben, auf gemeinsame Abstammung, Dienst- oder Lehensverhältnis, Nachbarschaft oder politische Gründe zurückführen.

Wo auf eng beschränktem Raume Schildvettern auftauchen, ist es interessant, deren Zusammenhang näher zu prüfen und ihr Vorhandensein wenigstens als Grundlage für weitere Forschungen festzulegen. Es seien hier sechs solche Sippen aus dem heutigen Kanton Luzern und seiner nächsten Nachbarschaft erwähnt.

1. Nahe der Grenze gegen Kleinburgund im Pfaffnerntale, erhoben sich einst die Burgen von *Pfaffnach* und *Roggliswyl*, deren Herren ursprünglich in Blau zwei dünne weisse Schrägrechtsbalken führten, woraus mit der Zeit eine vier- bis fünfmalige Schrägeilung entstand. Seit 1288 bestreuten die Pfaffnach die blauen Felder mit 2, 3, 3 und auch 1, 3, 2 goldenen Lilien. Das gemeinsame Wappen führt zuerst 1278 Heinrich III. von Pfaffnach, während es 1303 auf dem Schirmbrett des Helmsiegels Junkers Rudolf von Roggliswyl erscheint. Kleinod, das auffälligerweise bis auf die Eisenhüte mit demjenigen Johanns v. Büttikon übereinstimmt, welcher es als einziger seines, in der Gegend reich begüterten Geschlechtes führt. Die Herren von Pfaffnach (1166–1357) und von Roggliswyl (1236–1399) hatten vermischten Allodialbesitz, Güter im weitentfernten Seeland und gleichen Lehensverband. Erstere waren ursprünglich Lenzburger Ministeriale, gingen infolge der Heirat Sophias von Lenzburg mit Graf Albero v. Froburg an dessen Haus über, in dessen Verband auch die Roggliswyler erscheinen. Die als sicher anzunehmende gemeinsame Abstammung geht auf Albero von Fafene und seine (mit Namen nicht genannten) Brüder (1166–1179) oder auf Otto von Pfaffnach (1227) zurück, welcher identisch mit Otto v. Roggliswyl (1235–1256) sein kann, der sich nach seiner in nächster Nähe von Pfaffnach gelegenen Burg nannte.<sup>1)</sup>

2. Ebenfalls in froburgischen Diensten erscheint eine Wappensippe, welche einen durch Spitzenschnitt schrägrechts geteilten Schild führte,

<sup>1)</sup> Her. Arch., 1916, S. 187, Gen. Handb., III, Taf. XX, und Anz. A. N. F., XIX, 3.

und zwar: weiss=schwarz, die *Marschalke v. Froburg=Wartenberg und Liestal* (1237–1368, Sieg. 1289, 1343), die Herren von *Hägendorf* bei Olten (1145–1226, Z. W. R.); schwarz=weiss: die *Truchsessen (spistreger) von Froburg* (1234–1288, Sieg. 1283), die Herren von *Bubendorf* (1234 bis 1402, Sieg. 1336, 1337, 1396) und von *Soppensee* (1257–1415, Sieg. 1350, 1351, 1380). Letztere sind ursprünglich Wolhuser Dienstmannen, ein Zweig kam infolge der Heirat Itas von Wolhusen mit Graf Hartmann von Froburg an dessen Haus, wurde in den Buchsgau versetzt (1317) und mit der Hut der Erlinsburgen und der Vogtei im Balstal betraut, während ein anderer in Habsburgs Diensten auf der Burg Escholzmatt sass. Wie die Truchsessen von Habsburg und Wildegg eines Stammes waren, ist es denkbar, dass die Froburger ihre Marschalke und Truchsessen aus einem und demselben Hause wählten, und zwar aus demjenigen der Herren von Hägendorf, deren Verschwinden mit dem Auftreten der Marschalke und Truchsessen auf 8 bzw. 9 Jahre zusammentrifft. Diese Hypothese erhält eine weitere Bestätigung darin, dass die Truchsessen von Froburg in Hägendorf begütert waren (Anniv. St. Urban zum 3. Januar). Für die Bubendorf und Soppensee fehlt ausser dem Lehensverband jeder engere Zusammenhang. Die Verschiedenheit der Kleinode dieser Geschlechter hat in jener Zeit, wo die Helmzierde ganz persönlichen Charakter trug, nichts Befremdendes.<sup>1)</sup>

3. Im luzernischen Seetal treten die Herren von *Lieli* (1230–1400) und von *Hochdorf* (1231–1270) als Schildvettern auf. Sie führen einen steigenden Löwen: die Lieli g. in b.; für Hochdorf sind die Tinkturen unbekannt. Walther v. Hochdorf (1231–1233), den König Heinrich VIII. am 11. Januar 1233 zum Kastvogt über die aargauischen Güter des Klosters Engelberg ernannte, war offenbar bereits eine einflussreiche Persönlichkeit, vielleicht ein Freier. Johann von Hochdorf (1231–1261), genannt «von Hildesrieden», führt als persönliches Wappen eine Armbrust (1235) heisst jedoch im Siegel «de Hochdorf». Er siedelte nach Luzern über, trat in den Rat und spielte dort eine bedeutende Rolle. Andere Glieder dieser Familie erscheinen als Kiburger und Habsburger Dienstmannen. Eine Urkunde vom 1. März 1246 stellt fest, dass die Hochdorf eines Stammes mit den am nahen Hallwylersee gesessenen Herren von *Aesch* (1243–1303) waren, deren Wappen leider unbekannt ist. Dagegen sind die Lieli bei Aufnahme des Habsburgerurbars im Besitz des halben Twings und Banns wie aller Fischenzen zu Aesch. Die heute noch

<sup>1)</sup> Merz, Oberrh. Stammt. 17, 54 und Oberrh. Wpn. u. Siegel 10, 28; für Soppensee: St. A. Bern 1351, VII, 20, 1380, XII, 17 (Fach: Wangen). Das traditionelle Wappen: fliegender weisser Fisch in Rot ist apokryph und geht auf eine unzuverlässige, 1584 durch Cysat in St. Urban kopierte Schilderserie zurück.

bedeutende Ruine Lieli erhebt sich hoch oben am Lindenberg. Der Turm mit hölzernen Wehrgaden der Hochdorfer wurde erst am Ende des XVIII. Jahrhunderts samt dem kleinen Hügel, auf dem er unmittelbar neben der Pfarrkirche von Hochdorf stand, abgetragen (Mitlg. von Hochw. Pfarrer Gassmann). Es dürfte ausser Zweifel sein, dass diese Familien eines Stammes sind; überdies hatten sie gleichen Dienstverband.<sup>1)</sup>

4) Ebenfalls im Seetal führten die Herren von *Hallwyl* (seit 1113), vom «See», später von *Baldegg* (1199–1513) und *Klein = Wangen* (1236–1306) einen Doppelflug im Wappen, und zwar: Hallwyl schwarz in weiss, Baldegg und Wangen weiss in rot. Allen gemeinsam ist der weisse Doppelflug als Kleinod, das beide letztgenannten Geschlechter auf rotem Hut führen. Nicht unerwähnt seien auch die unmittelbaren Nachbarn der Hallwyl, die Herren von *Sengen* (1207–1522), welche im weissen Schild einen rot bewehrten schwarzen Adler, im Kleinod aber den einen halben weissen Flug mit dem Schildbild führten. Alle diese Wappen dürften dem Hallwyler nachgebildet sein. Für Baldegg und Wangen, deren Burgen nahe beieinander lagen, ist eine Verwandtschaft wahrscheinlich. Kiburgisch waren die Hallwyl und Wangen, dagegen althabsburgisch die Baldegg und Sengen.<sup>2)</sup>

5. Mit den Freien von *Rüssegg* (1085–1492), die selbst Schildvettern der Freien und spätern Grafen von *Tengen* (1184–1539) waren, standen in heraldischem Zusammenhang die offenbar ursprünglich freien, mächtigen Herren von *Hünenberg* (seit 1239), die *Iberg* (1168–1360) und *Baldwyl* (1210–1389), deren Nachbarburgen das obere Waggental (Freiamt) gegen Süden sperren.

Rüssegg, Tengen und Baldwyl führten ein steigendes Einhorn (schw. in g., w. in r., w. in bl.), Iberg und Hünenberg zwei abgewendete Einhornköpfe (bl. in g., w. in bl.). Im Kleinod hatten die Tengen, Iberg und Baldwyl das wachsende Wappentier in entsprechenden Farben, die Rüssegg und Hünenberg aber einen Schwanenhals, und zwar erstere g. mit schw. Reiherbusch, letztere w. mit g. Halsband und Schelle.

Auf der Burg Rüssegg lagen im XIII. Jahrhundert komplizierte Eigentumsverhältnisse, denn 1245 und 1274 nennen sich die Freien von Eschenbach Herren derselben; noch 1290 urkundet Markwart I. von Rüssegg zu Meienberg, dagegen sein Neffe Walther (1303) wieder auf der Stammburg seiner Familie. Mit ihnen, wie mit dem Zweige der Eschenbach zu Schnabelburg am Albis, waren die Tengen verschwägert.

<sup>1)</sup> Gen. Handb. III 273, Taf. XVIII, Arch. Engelberg 53, 59, 66, 87 und Register zum Geschichtsfreund und Fontes R. B., Z. U. B.

<sup>2)</sup> Merz, Aarg. Burgen, I, 222. — Gen. Handb. III, 288 ff., 293 ff., 346 ff.; Taf. XVIII und S. 346.



Während die Iberger kiburgische und später schnabelburgische Dienstmannen waren, erscheinen die Baldwyl 1245 und 1303 im Rüsseggerfolge. Sie standen somit, obwohl als habsburgische Ministeriale bezeugt, auch mit diesem freiherrlichen Hause in Verbindung, und zwar wahrscheinlich im Lehensverband, wie dies für die Iberger durch eine Urkunde von 1330 auf zwei Generationen rückwärts bezeugt ist. Da die mächtigen Hüenenberg zu St. Andreas die Herren von Baldwyl in wichtigen Familienangelegenheiten als Zeugen, Bürgen und Geiseln beziehen, waren sie wohl mit ihnen verwandt.<sup>1)</sup>

6. In und um Luzern erscheint die Sippe der *Kelner von Sarnen* (1143–1348, Sieg. 1297)<sup>2)</sup>, der Herren von *Schauensee* (1238–1317, Sieg. 1282), von *Obernau* (1270–1337, Sieg. 1317–1329) und von *Hertenstein* (1213–1853, Sieg. 1322). Sie führte ein Zehnder-Hirschgeweih, dazwischen einen Stern, welchen die Herren von Hertenstein durch einen Löwen ersetzten, und zwar die Kelner von Sarnen, die Herren von Obernau und Hertenstein w. in r., die Schauensee schw. in g. Zuerst siegelt mit dem Wappen 1282 Ritter Rudolf von Schauensee (1282–1306, tot 1317 dann die Kelner von Sarnen 1297. Ritter Rudolf war der Sohn oder Stiefsohn des Stifters von Rathausen, Heinrich Sartor (Cissor, Incisor, Schneider), welcher zwischen 1282 und 1287 starb. Dieser war wohl ein reich gewordener Schneider, der nur 1283 einmal in einer Rathäuser Urkunde, offenbar aus Höflichkeit, den Titel «Dominus» erhält und ein protziges, grosses Siegel: wachsender Löwe mit belaubtem Busch auf dem Haupte, führte.<sup>3)</sup> Ritter Rudolf nannte sich nach seiner wohl durch ihn erbauten, heute noch bewohnten Burg bei Kriens, war reich begütert und mit den Freien von Rüssegg und den Herren von Küssnach und Littau verwandt.<sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> Gen. Hand. I, 268, Taf. XXIII, und III, 293, Taf. XVIII; Merz, Aarg. Burgen I, 264–267, II, 468–473, 552/553.

<sup>2)</sup> Anz. f. Schw. A. 1896, 39. — Register zum Z. U. B. und Geschichtsfreund.

<sup>3)</sup> Ausser dem Namen bestätigt den Schneiderberuf, ein 1593 durch Cysat auf Schloss Baldegg kopiertes mittelalterliches Wappen der Stifter von Rathausen: in bl. eine w. Schere (Her. Arch. 1900 u. 110); ein solches Wappen befand sich übrigens noch vor Jahren im Kloster selbst, in Stein gehauen. Unbegreiflich ist, dass Th. v. Liebenau im Her. Arch. 1897, 57 behaupten konnte, die Herren von Schauensee seien identisch mit den «Meyer von Kriens und Sarnen» und führen gar noch «ein Einhorn mit Stern» im Wappen! Vgl. auch Z. U. B., wo aber zu Nr. 2407 die Verwandtschaft mit den um einige Jahrhunderte jüngeren patrizischen «Meyer von Schauensee» zu streichen ist, und Geschichtsfreund Reg.

<sup>4)</sup> Diese Verwandtschaft wird durch seine Schwester Anna, Gemahlin Ritter Eppos von Küssnach, vermittelt, dessen Mutter Adelheid, Tochter Ritter Walthers von Littau (1213–1256, tot 1265) und der Adelheid von Briens war (Gfd. XXIX, 337). Vgl. ferner l. c. I, 64, V, 402 Fontes R. B., Kopp Urk. I, 58. Aus demselben Grunde war Rudolf

Aus einer Urkunde von 1317<sup>1)</sup> geht hervor, dass er durch die Söhne des † Luzerner Bürgermeisters und Ritters Heinrich Kelner von Sarnen, Rudolf (1313–1321) und Heinrich (1313–1348), welcher sich 1348 «Kelner von Schauensee» nennt, Johann von Obernau (1317 bis 1337), vielleicht auch durch Niklaus von Stans, beerbt wurde. Johann von Obernau führt bei diesem Anlasse: gespalten von w. mit r. vom Rande nach links gerichteter Spitze und r., während sein Sohn Hartmann (1329–1344) im Jahre 1329 bereits das Sippenwappen mit Hirschgeweih und Stern angenommen hat. Die hierfür überlieferte, ganz unheraldische Tinktur schw. und r. ist, was das schw. betrifft, sicher auf Oxydierung von Silber zurückzuführen, wie diese vielfach z. B. im Jost Segesserschen Wappenbuche (Her. Arch. 1904, S. 24) sich feststellen lässt.

Der Umstand, dass, soweit bis heute Siegel bekannt geworden sind, Rudolf von Schauensee als erster das Sippenwappen führt, das er angeblich schw. und g. tingierte, die später siegelnden Kelner von Sarnen, Obernau und auch Hertenstein aber w. in r., berechtigen die Annahme, dass sie zum Unterschiede vom Chef der Sippe Varianten angenommen haben und wohl unter sich mindestens verschwägert waren. Für die Herren von Hertenstein am Vierwaldstättersee ist leider vor 1322<sup>2)</sup> kein Siegel erhalten; es lässt sich deshalb nicht feststellen, wann und warum der Stern dem Löwen gewichen ist, ob sie ursprünglich überhaupt das Sippenwappen führten, dasselbe mit demjenigen Heinrichs Sartor (Löwe) kombinierten oder es später infolge verwandtschaftlicher Beziehungen annahmen.

7. Kaum auf Zufall dürfte eine stadtluzernische Wappengruppe zurückzuführen sein, welche das Wappen des österreichischen Parteigängers Johann von *Malters*, in schw. durchgehendes w. Andreaskreuz, in Ort und Fuss ein w. Stern, entlehnte. Von den 26 bzw. 38 Besiegeln der Luzerner Verbindungsurkunden von 1328 und 1330 gehörten nur zehn dem Adel an, nämlich: die Ritter Jakob und Ortolf von Littau, Johann von Malters, Markwart Trutmann, Wernher von Hunwyl, Rudolf von A, Walther Meyer von Reitnau, Chuonrat von Mose, ferner Walther von Hunwyl und der Minnesänger Ritter Otto vom Turne, welche der Verbindung von 1330 getrennt beitraten.<sup>3)</sup> Die übrigen waren teils

v. Sch. Zeuge bei der Stiftung des Klosters Neuenkirch durch Ritter Hartmann von Küssnach und erscheint die ganze Familie in der grossen Jahrzeitstiftung der Küssnach im genannten Kloster (Gfd. V, 161, 186). Ähnlich intervenieren diese Herren in wichtigen Geschäften der Littau und umgekehrt.

<sup>1)</sup> Geschichtsfreund V, 181.

<sup>2)</sup> Merz, Wappenb. d. Stadt Aarau, Taf. II, 10.

<sup>3)</sup> Kopp, Urk. z. Schw. Gesch. I, 71, 73 ff.; Segesser, Rechts-Gesch. I, 222 ff. — Ob Burkhardt von Garton, der als 32. die Verbindung von 1330 besiegelt, dem schon 1182 vorkommenden murbach-luzernischen Ministerialgeschlecht angehört, ist mit Rücksicht auf das Wappen, «B» mit Pfeil, zweifelhaft.

Bürger, teils Handwerker, von welchen sich manche nach ihrem Herkunftsorte nannten und Haus- oder Berufszeichen im freien Siegelfelde führten. Manche Stempel dürften erst auf diese wichtige Verurkundung hin angeschafft worden sein, da sie vorher nie vorkommen. Mehrere sind zierlich gearbeitet und bieten die zahlreichen Siegel ein interessantes Gesamtbild der Siegelstecherkunst und bürgerlichen Wappenführung in unsern Gegenden. Wir kommen an anderer Stelle auf dieselbe zurück.

Ausser Joh. von *Malters* führen sein Wappen in variierenden Tinkturen *Walther uf der Ruse* (1328/7, 1330/9), *Hermann Sweigmann* (1328/9, 1330/12), *Ludwig von Ruswyl* (1330/37), der jedoch die Sterne durch Lilien ersetzt. Wahrscheinlich gehören auch hieher *Walther von Greppen* (1326/12, 1330/25) mit dem Andreaskreuz ohne Zutaten, sowie *Johann der ältere* und *Wernher von Greppen* (1330/24 und 25), die es unter einem Schildhaupte führen.

Wie in der ganzen politischen und wirtschaftlichen Geschichte Luzerns im XIII. und XIV. Jahrhundert mögen hier italienische Einflüsse mitgewirkt haben, indem — ähnlich wie in Italien die Ghibellinen und Welfen — hier Parteigänger, der augenblicklichen lokalpolitischen Situation entsprechend, das Wappen des Führers angenommen haben, dem seine Treue zu Oesterreich durch seine Vaterstadt mit Verbannung, durch die Habsburger aber mit Gunstbezeugungen vergolten wurde. Diese Annahme wird überdies dadurch bestätigt, dass *Heinrich uf der Ruse* im Gegensatz zu seinem oben erwähnten Verwandten *Walther*, die Verbindungen als 10. und 12. mit dem redenden eigenen Familienwappen: schrägrechter Fluss (*Reuss*), besiegelte und es auch später weiterführte. Im Gegensatz zu *Johann von Malters*, der einem ursprünglich hochfreien, jedoch bereits vor 1182 durch Heirat *Ludwigs* mit *Regelindis*, einer Ministerialin von *Murbach-Luzern*, entfreiten Geschlechte entstammte<sup>1)</sup>, vermochten weder die Herren von *Littau*, noch ihr Gesinnungsgenosse, der usurpierte Schultheiss *Johann von Bramberg*<sup>2)</sup>, welcher doch mit einigen Verbundenen verschwägert war, auf deren Wappenführung einen Einfluss auszuüben.

Bern.

Dr. H. A. Segesser v. Brunegg.

<sup>1)</sup> Geschichtsfreund XIX, S. 249.

<sup>2)</sup> Die *Bramberg* oder «von *Bramberg*» sind ein bodenständiges Geschlecht, das offenbar auf dem Hofe dieses Namens, auf der *Musegg*, sass, schon 1267 in Luzern erscheint, in die Räte gelangte und später ein Haus an der *Mühlengasse* bewohnte.

## La confrérie des avocats de Lausanne en 1370.<sup>1)</sup>

L'organisation judiciaire à Lausanne, au moyen âge, était assez compliquée. La justice était rendue au nom de l'évêque, souverain de la ville, et il n'y avait pas moins de dix tribunaux siégeant à des titres divers.

Au bas de l'échelle, de simples tribunaux de police présidés par le sénéchal à la Cité, le mayor à la Palud ou le sautier au Pont. On recourrait de là à la cour baillivale, qui se muait quelquefois, pour les choses criminelles, en cour séculière. Le plaideur mécontent pouvait encore en appeler au juge épiscopal des appellations, puis au juge impérial de Billens, ce dernier nommé par le comte de Savoie, vicaire impérial. Il pouvait y avoir ainsi quatre instances, au criminel et au civil.

A côté de cela, il y avait des tribunaux spéciaux: le juge des fiefs devant lequel comparaissaient les vassaux de l'évêque, le juge du chapitre cathédral dont les propriétés étaient exemptes de la juridiction épiscopale. Puis et surtout, le principal tribunal ecclésiastique, la cour de l'official. De tous les tribunaux, c'était peut-être le plus important, car son champ d'action était extrêmement étendu. Il connaissait toutes les causes intéressant les clercs, les veuves, les orphelins, toutes les causes matrimoniales, tous les procès relatifs à l'interprétation des testaments, aux aumônes, aux donations aux églises et aux hôpitaux, toutes les erreurs contre la foi, etc.

Il y avait entre le tribunal de l'official et la cour séculière ou baillivale cette différence que celle-ci jugeait suivant la coutume codifiée dans le Plaid général, tandis que l'official prononçait suivant les règles plus rigoureuses et plus précises du droit canonique. Devant lui, la procédure était plus subtile et plus méthodique. C'est pourquoi, lorsqu'après la conquête bernoise, le droit civil et le droit ecclésiastique furent unifiés, ce fut la procédure canonique qui fut préférée, et c'est elle en définitive qui inspira la législation bernoise et plus tard la législation vaudoise.

Dix tribunaux locaux avec des procédures et des codes différents, c'était, certes, de quoi faire les délices des avocats de l'époque, et en multiplier le nombre. Ces avocats étaient les uns des laïques, les autres des ecclésiastiques. Citons, pour l'époque du règlement que nous allons

<sup>1)</sup> Comparer: *Recueil des chartes, statuts et documents concernant l'ancien évêché de Lausanne*, t. VII des M. D. R., préface de F. de Gingins, Lausanne, 1846 — Aymon de Crousaz, *L'organisation judiciaire du canton de Vaud*, Lausanne, 1885. — Maurice Barbey, *Contribution à l'histoire de la procédure civile vaudoise sous le régime de Savoie et de Berne*, Lausanne, 1901. — Maxime Reymond, *Les dignitaires de l'Eglise de Lausanne*, 1912. — G. Favey, divers articles dans le *Dictionnaire historique du canton de Vaud*, Lausanne, 1914.

reproduire, le prévôt de la cathédrale, Gui de Prangins, plus tard évêque, qui était un jurisconsulte réputé, et deux notabilités laïques de Lausanne, Girard Chenu et Girard Gimel, qui jouèrent un grand rôle dans les affaires politiques. Un autre avocat, Humbert de Moudon, avait pour fils François de Moudon, dominicain et professeur de droit à l'école épiscopale.

L'époque était, au surplus, particulièrement favorable aux avocats. Le vieil évêque Aymon de Cossonnay, le dernier prélat vaudois qui ait résisté à la main mise du comte de Savoie sur le pays, avait fort affaire à se défendre contre les entreprises du comte Vert. Celui-ci avait obtenu en 1356 de l'empereur, à prix d'argent, le titre et l'autorité de vicaire impérial dans le diocèse de Lausanne, avec pouvoir de nommer un juge auquel on pourrait faire appel des sentences des cours épiscopales. L'évêque protesta contre cette grave violence à sa souveraineté. Les citoyens protestèrent aussi contre l'atteinte portée de la même façon à leurs franchises, et comme jusqu'alors le droit civil était surtout coutumier, les uns et les autres jugèrent à propos de le codifier pour s'en faire un instrument de résistance contre les prétentions du comte de Savoie. Ce code fut le Plaid général qui régit Lausanne dès lors pendant plus de quatre cents ans. Notons en passant qu'il fut rédigé par le notaire Girard de Boliens, adopté après discussion par le peuple lausannois lui-même dans une assemblée tenue le 3 mai 1368 sous la présidence d'un autre juriste, Perrod Mayor, et qu'il fut enfin approuvé et ratifié par l'évêque. On voit qu'à cette époque, les droits populaires étaient fort étendus, puisque c'était en fait le peuple lui-même qui faisait sa loi, l'autorité suprême n'intervenant que pour la ratifier et la contenir au besoin.

\* \* \*

C'est à ce moment même que la confrérie des clercs et des avocats de Lausanne fut instituée. Du moins son règlement, qui est du 15 mai 1370, est-il le seul connu. Un exemplaire de ces statuts existe aux Archives cantonales vaudoises. Il n'est pas scellé, ce qui démontre que ce n'est pas un original. C'est une expédition libre contemporaine. Elle n'en a pas moins pour nous la même valeur que l'original.

Officiellement, il ne s'agit que de la fondation et du statut de la confrérie de Saint-Nicolas. Le saint évêque de Myre, dont on célèbre la fête le 6 décembre, a rarement été invoqué comme le patron des avocats. Il le devait à Lausanne à une circonstance particulière. La cour baillivale et le tribunal de l'official siégeaient dans les dépendances de l'évêché, l'un et l'autre aux côtés de la chapelle privée de l'évêque qui, elle, était dédiée à saint Nicolas. Et comme les avocats et les



juges allaient y entendre l'office avant d'entrer en audience, le patron de la chapelle devint tout naturellement celui de la confrérie.

Le règlement qui nous occupe est, comme toutes les œuvres de ce genre au moyen âge, un mélange continu de dispositions religieuses et de pratiques professionnelles. Il n'y faut point chercher l'ordonnance propre à nos statuts de sociétés modernes. Le législateur, qui, dans le cas particulier, est l'évêque Aymon de Cossonay, agissant du consentement du chapitre cathédral, se préoccupe avant tout d'affirmer et de préciser le caractère religieux de la corporation. C'est pour la gloire de Notre Dame, notre avocate à la Cour céleste, que la confrérie est instituée, et ses membres jouissent d'indulgences et de privilèges spéciaux. Les questions professionnelles ne viennent qu'au second plan.

Si nous essayons de donner à ces statuts une forme moderne, nous arriverons au résultat suivant :

Article 1<sup>er</sup>. — Il est constitué, sous le patronage de saint Nicolas, une confrérie de tous les clercs et les avocats de Lausanne. (Ce qui sous-entend que la confrérie ne comprenait pas seulement les avocats, mais aussi les notaires et généralement tous les hommes qui avaient, à la suite de certaines études ecclésiastiques, reçu des lettres de cléricature. Les clercs, qu'il ne faut pas confondre avec le clergé, peuvent se marier, pratiquer le négoce, etc.)

Article 2. — Pour être membre de la confrérie, il faut être admis par le procureur et les quatre élus de la confrérie (c'est-à-dire par le mandataire qui est à la fois président, secrétaire et caissier, et par le conseil de la confrérie.)

Article 3. — Tous ceux qui voudront être confrères promettent par leur serment de s'appliquer à tenir, à réaliser et inviolablement observer l'honneur et le profit du seigneur évêque, de l'Église et de la cour de l'officialat de Lausanne, à lui éviter tout dommage, et nul ne se prévaudra d'ignorance. (Cette formule, qui est dans sa substance la même que celle des autres fonctionnaires lausannois de l'époque, est la source du serment qu'aujourd'hui encore prêtent les magistrats et les conseillers de cette ville.)

Article 4. — Chaque confrère donnera à la confrérie une somme de 60 ou de 30 sols pour l'achat d'une rente d'une coupe ou un bichet de froment ou un cens de 20 deniers, donation faite une fois pour toutes. Si la confrérie vient à cesser, ce revenu sera affecté par les donateurs à un usage pieux. (Ce qui signifie que chaque confrère avait à verser une finance d'entrée de 300 ou bien 150 francs, somme qui était placée de manière à rapporter annuellement une rente de quatre ou deux quarterons de froment, à moins qu'il ne préférât servir lui-même une rente annuelle et perpétuelle d'environ 8 francs.)



Article 5. — Au jour de la Saint-Nicolas, les confrères entendront les premières et les secondes vêpres et la messe dans la chapelle Saint-Nicolas en la maison épiscopale. Ils bénéficieront à cette occasion de quarante jours d'indulgences. Ils payeront pour cette année 2 sols et ensuite 20 deniers. Sans cela ils seront supprimés du nombre des confrères, et ils ne pourront être réintroduits que s'ils acquièrent au profit de la confrérie une rente perpétuelle d'un bichet de froment ou de vingt deniers. (C'est-à-dire qu'en 1370, les confrères avaient à payer une contribution annuelle de 10 francs, qui devait être de 8 francs les années suivantes; si elle n'était pas payée, le confrère perdait ses droits de membre, et il ne pouvait les recouvrer qu'en payant de nouveau la finance d'entrée ou son équivalent comme rente.)

Voilà pour l'admission des sociétaires. Les règles d'administration de la société sont fort simples:

Article 5. — Chaque année, ceux qui auront été élus procureurs de la confrérie présenteront le compte des dépenses faites à quatre confrères élus par les autres sociétaires. (Nous avons ainsi un mandataire unique avec quatre personnages qui lui servent à la fois de conseil et de contrôle.)

Article 6. — Si, après les dépenses payées, il reste quelque chose, l'argent sera employé à des achats au profit de la Confrérie.

Article 7. — Si un confrère est empêché d'assister à l'assemblée de la confrérie, ne peut ou ne veut y venir, il devra l'annoncer au procureur quatre jours avant. Sans quoi, il devra reconnaître comme correct tout ce qu'auront fait les confrères en son absence. (C'est là une disposition qui dépasse singulièrement nos usages quant à la nécessité d'un consentement général pour les décisions à prendre.)

Et c'est tout. Les avocats lausannois ne compliquaient pas à merci leur administration. Ils étaient plus précis lorsqu'il s'agissait de déterminer leurs droits et surtout leurs devoirs.

Article 8. — Si un confrère est traité injustement et indûment, tous les confrères devront poursuivre et maintenir son bon droit.

Article 9. — Si un conflit se produit entre des confrères, le procureur et les quatre conseillers s'emploieront à rétablir la concorde entre eux.

Article 10. — Celui qui, malicieusement, dit à un autre confrère: «tu mens» ou une autre injure verbale sera puni par le procureur d'une amende de 5 sols (soit 25 francs) au profit de la confrérie.

Article 11. — Nul ne recevra de prébende hors de la maison de la confrérie (ce qui doit s'entendre sans doute dans ce sens, que nul ne pourra recevoir de pension que du su de ces confrères, ceci pour assurer la loyauté parfaite des débats).

Comme il y a dans l'ordre quelques privilégiés, on les frappe d'un impôt.

Article 12. — Les confrères qui, le samedi, en la cour de l'official de Lausanne, siégeront sur leurs sièges de greffiers donneront au procureur de la confrérie, pour l'augmentation du luminaire de la chapelle deux deniers (soit près d'un franc).

Enfin, le règlement s'occupe attentivement de régler les prières pour les confrères vivants et les morts.

Article 13. — Chaque année, le mercredi des quatre temps, il sera célébré une messe pour les confrères défunts aux frais de la confrérie.

Article 14. — A la mort d'un confrère, tous devront le suivre jusqu'à l'église, où se fait la sépulture, et le lendemain, ils assisteront dans la chapelle à une messe pour le défunt et verseront un denier pour les cierges. S'ils font défaut et sont présents en ville, alors qu'ils sont sains et de bonne humeur (*sanus et hylaris*) et qu'ils ont été avertis suivant l'usage, ils paieront quatre deniers.

Article 15. — Chaque confrère prêtre dira pour le défunt une messe dans les trente jours. Les laïques diront 50 *Pater* et 50 *Ave*. En outre, chaque prêtre dira une fois par an, à son gré, une messe pour les morts et une messe dite du Saint-Esprit pour les vivants, les clerks chanteront les sept psaumes de la pénitence, et les laïques diront 50 *Pater* et 50 *Ave*.

Le document se termine par la déclaration que l'évêque Aymon de Cossonay a promulgué ce règlement après mûre délibération avec les chanoines et qu'il l'a revêtu de son sceau le 15 mai 1370.

Ces statuts sont, comme on le voit, brefs et cependant d'une précision suffisante. Il serait intéressant de connaître sinon les registres de la confrérie qui n'ont probablement jamais existé, du moins les comptes. Ils ont malheureusement disparu, et l'on ne peut même, faute de documents, affirmer que la confrérie de Saint-Nicolas s'est maintenue telle quelle jusqu'au XVI<sup>e</sup> siècle. Mais à eux seuls ces statuts de 1370 nous font bien revivre l'époque et ils nous disent aussi que l'homme n'a pas changé et qu'à peu de modifications près le barreau lausannois pourrait les remettre en vigueur.

### **Fondation et constitution de la Confrérie de Saint-Nicolas pour les clerks et avocats de la Cité de Lausanne.**

Du 15 mai 1370.

A. C. V. Série Va, Chapitre et chanoines, no. 1194.

In nomine sancte et individue trinitatis patris et filii et spiritus sancti et gloriose virginis Marie totique curie civium supernorum amen.

Cum humane nature conditio semper devoluatur ad dilicta et caro anime obnoxia tendat ad culpam clerusque nobilis ecclesie civitatis Lausannensis, ad laudem Dei omnipotentis qui premiorum est mirabilis et largiter cuius altitudo ineffabilis est virginisque gloriose matris eius serenissime advocate nostre tocusque curie supernorum quandam condidit et ordinavit confratriam in honore sancti Nicolai patroni tocus cleri et advocati de laude pariter et consensu reverendi in Christo patris et domini domini Aymonis de Cossonay, Dei gratia Lausannensis episcopi, sub modis et capitulis inferius designatis. Primo quod die festi beati Nicolai confratres intersint primis et secundis vesperis et missa in capella beati Nicolai in domo episcopali. Et reverendus in Christo pater dominus episcopus Lausannensis prefatus concessit cuilibet confratri presenti proqualibet horarum predictarum quadraginta dies indulgentiarum de jniuncta sibi penitencia. Item ordinatum est quod qualibet die mercurii quatuor temporum celebretur una missa pro defunctis confratribus cum expensis dicte confratrie. Item ordinatum est quod die obitus cujuslibet confratris omnes teneantur sequi funus usque ad ecclesiam in qua sepellictur et in crastino celebretur una missa in predicta capella pro dicto defuncto. In qua teneantur omnes interesse et offerre unum denarium in augmentum luminaris et qui defecerit in predictis soluat procuratore confratrie quatuor denarios lausannenses, si sit presens in villa sanus et hylaris et preconizetur prout moris est. Que missa dicatur immediate post missam domini Giraldi de Montefalcon militis. Item quod quilibet sacerdos confrater celebret unam missam de Requiem infra tricenarium cujuslibet confratris defuncti. Clericus sciens vigillias teneatur semel dicere pro confratre defuncto laicus vero quinquaginta *pater noster* et quinquaginta *ave maria*. Item quod quilibet sacerdos confrater, ultra predicta teneatur celebrare quolibet anno cum opportunitas occurrerit per se vel per alium duas missas unam pro vivis videlicet de Sancto Spiritu et aliam pro defunctis pro intencione dictorum confratrum. Item ordinatum est quod quilibet confrater qui dederit dicte confratrie unam cupam vel unum bichetum frumenti censualem sexaginta aut triginta solidos lausannenses semel pro una cupa vel uno bicheto acquirendo vel dederit viginti denarios lausannenses censuales sit perpetuus confrater et nichil ultra solvere teneatur nisi de sua propria processit voluntate et in casu quo dicta confratria cessaret quod absit frumentum vinum vel pecunia concessa perpetue remaneant ad pios usus ad voluntatem donantis. Item quod nullus accipiat prebendam extra domum in qua fiet dicta confratria. Item ordinatum est quod quilibet confrater aut aliquis pro ipso solvat die qua fiet dicta confratria illud quod ordinatum est, videlicet pro presenti anno duos solidos lausannenses et de cetero viginti denarios alioquin deleatur de numero confratrum et ulterius non recipiatur in confratrem donec adquisierit perpetuo ad opus dicte confratrie unum bichetum frumenti aut viginti denarios censuales. Et nichilominus solvere teneatur pro tillo anno. Item ordinatum est quod quilibet confrater impeditus nolens aut non valens venire ad dictam confratriam denunciaret procuratori dicte confratrie per quatuor dies ante alioquin soluat integre confratriam suam eius absentia non obstante. Item ordinatum est quod procuratores dicte confratrie que

nunc sunt et fuerint pro tempore teneantur quolibet anno reddere computum de expensis factis per ipsos in dicta confratria coram quatuor confratribus per alios confratres eligendis. Item quod si aliquid remaneat ultra expensas quod illud plus ponatur in acquisitionem ad opus dicte confratrie. Item si aliquis confrater minus juste et indebite trahatur in causam omnes confratres ad bonum jus ipsius ipsius confratris manutenendum iuste iuxta posse teneantur proseguere. Item quod quilibet sacerdos confrater quolibet mense teneatur celebrare unam missam videlicet in uno mense pro defunctis et in alio pro vivis confratribus aut dicere vigiliis et clericus septem psalmos aut vigiliis et laicus quinquaginta *pater noster* et totidem *ave maria* et ultra qualibet septimana missionibus confratrie celebretur una missa pro intentione confratrum. Item quod quicumque in die sabbati in curia officialatus Lausannensis sedens supra sedes scribendo procuratori confratrie solvere teneatur duos denarios lausannenses preter confratres in augmentum luminarii. Item quicumque confrater qui maliciose dixerit alteri confratri tu menturis aut aliquas iniurias verbo aut facto facere contingerit tociens quociens hoc contingerit solvere teneatur talis iniurias procuratori dicte confratrie quinque solidos lausannenses in augmentum dicte confratrie. Item ne decetero aliquis in confratrem recipiatur nisi de voluntate procuratoris et consilio quatuor per confratres electorum. Item ordinatum est quod si aliqua discordia verteretur inter confratres quod absit quod dicti procuratores et quatuor electi sedare et concordare possint et valeant eandem. Item ordinatum est quod omnes qui voluerint esse confratres predicta promittant per eorum iuramenta attendere tenere complere et inviolabiliter observare. Honoremque et profutuum dicti domini nostri episcopi ecclesieque et curie officialatus Lausannensis pro posse procurare et incommodum evictare. Et ne ignoranciam protendere quis valeat de premissis. Ordinatum est quod quilibet confratri petenti suis missionibus tradatur presencium copia. Reverendusque in Christo pater et dominus noster dominus Aymo de Cossonay, Dei gratia episcopus Lausannensis, prelibatus concessit omnibus confratribus predictae confratrie et benefactoribus eiusdem ac presentibus in missis predictis quadraginta dies indulgentiarum de injuncta sibi penitencia. Et quia nos Aymo de Cossonay, prefatus Lausannensis episcopus, predicta sit fieri volumus et ordinavimus habita prius magna deliberacione cum nostris concanonice ecclesie nostre Lausannensis et cum paritis considerantesque quod presens conditur confratria ad laudem Dei omnipotentis et beate Marie virginis tociusque curie supernorum in honore gloriosissimi et beatissimi Nicolai episcopi, patroni tocius cleri et advocati. Id circo sigillum nostrum ad perpetue rei memoriam presentibus litteris duximus apponendum. Datum die decima quinta mensis maii, anno domini millesimo trescentesimo septuagesimo.

Lausanne.

Maxime Reymond.

## Der Entscheid der zur Untersuchung des Spans zwischen Melchior Dürr und Benedikt Steiner eingesetzten Kommission. 26. Nov. 1522.

Prof. Dr. Steck kommt das Verdienst zu, in seinem interessanten Aufsatz: «Das Tischgespräch zu Fraubrunnen 1522»<sup>1)</sup> zum ersten Mal ausführlich die bei Anlass des St. Anna-Festes im Frauenkloster Fraubrunnen entstandenen Kontroversen zwischen mehreren an dieser Festlichkeit teilnehmenden geistlichen Persönlichkeiten dargestellt und dabei überzeugend nachgewiesen zu haben, dass entgegen der Auffassung der traditionellen Geschichtsschreibung der 1522 in Solothurn zum Entscheid gebrachte Konflikt zwischen Melchior Dürr und Benedikt Steiner und der erst im folgenden Jahr in Bern zum Austrag gekommene Handel gegen Sebastian Meyer ihren Ursprung zu derselben Zeit, eben an dem das Fest der hl. Anna am 26. Juli 1522 abschliessenden Mahl, genommen haben.

Uns beschäftigt hier vor allem der Span zwischen dem durch das St. Ursus-Stift der Stadt Solothurn am 8. März 1522 als Rector scholipetarum gewählten Melchior Dürr (Macrinus)<sup>2)</sup> und Benedikt Steiner, Kirchherr und Dekan zu Burgdorf. Gegenstand und Verlauf ihres Disputes dürfen wir nach der angeführten Darstellung Stecks als bekannt voraussetzen. Steiner klagte und suchte vor dem Rate Solothurns Recht, der am 20. November folgenden Beschluss fasste:

Zwüschen dem dechan von Burgdorff und Melchiorn Dürren der reden halb zü Frowenbrunnen gebrucht ufß der Luterifchen sach haben min herrn geratten und angefächen, nach verhör beyder parthyen, das man vier geistlich darzü verordnen, deßßglichen vier miner herren; die föllen si zü beyden parthyen verhören, darvon disputieren und demnach in der sach handlen, früntlich oder rechtlich.

Und die geiftlichen find:

der läßmeister,  
meister Philipp,  
der dechan von Balftall,  
der cuftor von Bern;

die weltlichen:

min herren die beyden schultheißen,  
junckherr Hans von Roll,  
venner Ochffenbein.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde 1911, S. 234 ff.

<sup>2)</sup> J. J. Amiet, Das St. Ursus-Pfarrstift der Stadt Solothurn, S. 514.

<sup>3)</sup> Rats-Protokoll X, 373.



Damit hatte die Regierung die Angelegenheit einer Kommission zum Entscheid übertragen mit dem bestimmten Auftrag, beide Parteien anzuhören, über ihre vorgebrachten Gründe zu disputieren und auf Grund der Ergebnisse ihr Urteil abzugeben. Von einem «capittel oder disputatz anträffen meister Bendicht dechan zü Burgdorff und meister Melchyor Dürr» redet auch die Seckelmeister-Rechnung, in welcher die Ausgabe für die der Kommission geschenkte Zehrung verrechnet ist.

An den Custor von Bern, den gewesenen Festprediger zu Frauenbrunnen, ging am 21. November folgendes Schreiben ab:

Custor Barfüßer orden. Luterisch span.

Erwürdiger geiftlicher hochgelerter günftiger lieber herr, üch fye unfer fründtlich dienft und was wir eren vermogen zügefagt bevor. Günstiger herr, es haltet sich etwas mißverstandes zwüfchen herren dechan von Burgdorff und unferm schülmeister etlicher worten halb, die ir werden vernämen, zü wöllichs mißverstandts verhöre wir einen tag namlich jetz künfftig mittwuchen bestimpt, üch und ander als der dingen bericht beiden parthyen verrern bescheid zu geben darzu erwölt haben. Bitten üch daruff fründtlich, ir wöllent uff nechstkünfftigen zinstag hie by uns nachtes an der herberg fin und mornendes in obberürter fach, ouch in andern üwers und unfers gotzhufes hie by uns geschäfften das helffen thun und erfatten so gelegenheyt der händlen würdt ervordern. Das wöllen wir fründtlichs willens umb üch haben zü beschulden. Datum frytag vor Katherine anno etc. XXII.

Schultheis und rat der statt Solotern.

Dem erwürdigen geiftlichen hochgelerten herren Sebastiano Meyer, doctor der heiligen schrift, custos der custodi zu Basel Barfüßer ordens, unferm günstigen lieben herren.<sup>1)</sup>

Die Disputation fand am 26. November statt. Aus einem uns unbekanntem Grunde vertrat dabei der Seckelmeister Ulrich Suri den Junker Hans von Roll. Der Entscheid, wie er seit R. Glutz-Blotzheims «Darstellung des Versuches die Reformation in Solothurn einzuführen»<sup>2)</sup> im Auszug bekannt ist, lautet vollständig:

Uff mittwuchen nach Katharine anno etc. XXII. Presentibus minen herrn Sebastiano Meyer, doctor, custos Barfüßer ordens, herrn dechan von Balsfal, lütpriester, läßmeister, Hebolt, Stölli, Ochfenbein, Suri. Ist der handel zwüfchen dem dechan von Burgdorff und Melchior Dürren der worten halb so si einandren zügeredt fürgenommen; und nach klag, antwort und allem fürwänden haben die beyd parthyen minen herren den zügesetzten vertrauwet. Und ist der ußspruch durch den custor erlütret, das nach verhör beyder teylen dise wort entsprungen sind uff dem das einer uff die göttliche, der ander uff die bápftliche gesetzt geländot. Und

<sup>1)</sup> Copiae der Missiven 13, 214.

<sup>2)</sup> Schweizerisches Museum 1816, S. 767/768.



fye ir meynung, das die göttlichen künfte iren vorgang haben und die bápftlichen den nachgang und nitt einer würde geachtot werden, nützdefterminder wo die in loblichem bruch wären, dieselben beliben zelaffen. Doch so sye es nitt von nöten, würdt ouch mit übersächung derselben, befunder wo si uff das göttlich nitt länden, tödtlich nitt gefündet. Und schätzen si also min herren difer worten halb nützit defter ärger, sunders sol es inen an iren eren deheinen schaden gebären und jeder teyl sinen kosten an im felbs haben.<sup>1)</sup>

Diesen Entscheid kommentiert L. R. Schmidlin in seinem Buch «Solothurns Glaubenskampf und Reformation im 16. Jahrhundert» mit folgenden Worten: «Dieses von theologischer Unwissenheit und Arglist zeugende Urteil, als ob die kirchlichen Gesetze nicht auf die göttlichen sich stützten, fällte Dr. Sebastian Meyer, der wegen Religionsstreitigkeiten Bern zwei Male (1524 und 1540) verlassen musste. Sebastian Meyer standen zur Seite Grotz, der wie die meisten seiner Amtsgenossen «der Wohllust huldigte», Magister Hans Kunzli, die Stiftskapläne Urs Völmi (seit 1512) von Solothurn, Dietrich Otter (seit ungefähr 1522) und der Lektor der Franziskaner in Solothurn. Das oberflächliche Urteil dieser Herren hatte für die Verbreitung der neuen Lehre keine weitere Bedeutung; daher war auch das Wort Berchtold Hallers in einem Briefe an Glarean, der dasselbe den 28. November Zwingli mitteilte, verfrüht: «Das Evangelium hat in Solothurn zu des Macrinus Ehre gesiegt.» ...<sup>2)</sup>

Wir wissen nicht, aus was für Quellen Schmidlin die Nachricht schöpft, dass die von ihm angeführten Geistlichen ausser Philipp Grotz und dem Lektor bei der Urteilsfindung betätigt gewesen. Aus der Eintragung im Ratsprotokoll und aus dem nachfolgenden, im Wortlaut mitgeteilten ausführlicheren Entscheid geht unzweifelhaft hervor, wer dabei beteiligt war. Dagegen nehmen wir an, der Verfasser würde doch zu einer etwas andern Beurteilung des Urteilspruches gelangt sein, wenn ihm dessen ausführlichere Redaktion bekannt geworden wäre.

Diese die Stelle im Ratsprotokoll in erwünschter Weise ergänzende Fassung ist als Konzept einer Urkunde anzusehen, die offenbar Melchior Dürr erhielt. Die richtige Redaktion derselben hat dem Schreiber ersichtlich Mühe gemacht, was aus den vielen Einschaltungen auf dem Rande und der aus der Vermengung zweier gewöhnlichen Siegelungsformeln hervorgegangenen verunglückten Konstruktion des Schlusssatzes hervorgeht. Der Entscheid lautet in dieser Form:

«Wir nachgenampten Sebaftianus Meyer, doctor der heiligen schrift, cufos der cufody zü Bafel Barfüßer ordens, läßmeister zü Bern, Benedictus

<sup>1)</sup> R. P. X, 375/376.

<sup>2)</sup> Schmidlin, S. 12.

Scherrer, dechan zû Balstal, Philippus Grotz, meister fryer künften, lüppriester zû Solotern. und Johannes Dempflin,<sup>1)</sup> läßmeister dafelbs zû Solotern zû Barfüßen, Peter Hebolt, schultheis, Hans Stölly, altschultheis, Nicolaus Ochffenbein, venner, und Ulrich Suren, feckelmeister, all der rätten zû Solotern tünd kund und bekennen offentlich mit diferm brieff: Nach dem dann zwüfchen dem würdigen andächtigen und wohlgelerten herrn meistern Benedikten Steiner, kilcherrn und dechan zû Burgdorff<sup>2)</sup> an einem und dem ersamen wohlgelerten Melchiorn Dürren, schülmeister zû Solotern, dem andren teyl irrung und mißverftântnuß entsprungen was, harrürend und von wägen ettlicher worten, so si ein andren zû Frowenbrunnen zügeredt, also das der genant herr dechan sich beklagte, wie inn dann der vermelt schülmeister einen kätzer gescholten hätte, das inn, sin fel und er berürte: und verhoffte deßhalb, das im vorgedachter schülmeister darumb zû finer eren notturfft bekerung thün sölte; dawider aber derselb schülmeister fürwandte, er habe jetzberürter gestalt, doch mit fürworten geredt, inn habe aber derselb herr dechan harzû mercklichen geurfachet, dann als er dafelbs zû Frowenbrunnen an einem befundren tisch ettliche wort, als ob ein jeder getouffter gelöubiger ein priester fye (zû latin sacerdos, wöllichs zû tütsch ein geiftlichen bedüte) gebrucht, habe der vermelt herr dechan hinüber gesprochen, das fye ein red ufß dem Luther und kätzerisch, und soverr er die geloube, er ein kätzer. Da er aber söllichs in der heiligen schrift erfunden und deßhalb darzû geantwurt hab, wann er spräche das er kätzerisch redte oder ein kätzer, so fye er ein kätzer; und damit man spüre und wüßte, das er nitt kätzerisch, funders ufß der heiligen schrift geredt habe, so begere er, das man dieselbe heilig schrift, namlichen die bücher der heiligen zwölffbotten und evangelisten, die ouch zügegen hätte, verhorte und getruwte ouch, durch dieselben sovil zû erzöigen damit man fäche, das sin red nitt kätzerisch, funders cristanlich fye und im der berürt herr dechan, so inn zû dem ersten angezogen und gescholten habe, wandel finer eren thün sölle und er im als harzû mercklichen geurfachet nützit schuldig sin. Und als wir si söllicher ir reden eygentlich vernommen, so haben wir die geiftlichen durch unfer gnedigen lieben herren von Solotern harumb erwelt, und aber wir die vorbemelten schultheissen und zügeordneten rätte von denselben unfern herren und obern zû früntlicher hinleggung und betrag desselben spans bescheyden und verordnet, des ersten an die parthyen begert, das si die schriftte, ufß wöllicher grunde ir jeder sin meynung understünde zû bewären ettlicher gestalt anrürte, das si gethan und namlichen Melchior Dürr die epistel sant Peters und andre evangelischen und zwölffbottischen worte fürwandte und aber der dächan ufß Paulo, deßgelichen den geiftlichen rechten sin fürgeben ouch darthätte nitt not harinn zû eroffnen haben wir si nach langem vermogen, uns zû vergonnen und zû vertruwen, den handell in göttikeyt hinzûlegen, das si ouch gethan haben. Und nach gehaptem

<sup>1)</sup> Johann Tämpfli wird von C. Lohner zum Jahr 1520 als «Predikant» des Barfüsserklosters in Bern nachgewiesen.

<sup>2)</sup> Steiner war demnach nicht Pfarrer zu Kriegstetten. Schmidlin, S. 11.

bedanck so ist unfer meynung und früntliche lütterung gewäfen und ouch durch mich Sebaftianus Meyer obbemelt eroffnet als dann harnach volget und namlichen, das die evangelifchen und zwölffbottifchen lere den mōnſchlichen gefatzten und leren fūrgan und in höher ſchatzung geachtet ſollen werden, da wir glouben das her dāchan noch niemans anders ſonderlichen widrig fye, dann dieſelben by ewiger warheyt beſtanden, ſo die mōntſchlichen zū zytten nach geſtalt der dingen geendrot fyen worden. Nützdeterminder was derſelben erlich und loblich dem göttlichen nitt widerwertig und mit gūter gewonheyte hargebracht fyen, die laſſe man beſtan und beliben, und wāren die wort, in denen ſi einandren kätzer geſcholten, die ouch ungeſchickt ſind, billich vermitteln beliben. Und das der ſchūlmeiſter Melchior ſiner rede uß der heiligen ſchriſſte ſchyne dargethan, deßgelichen herr dāchan uß der ſchriſſte und den heiligen geiſtlichen rechten, die ouch bißbar in loblichem bruch gewāfen, alſo das ein jeder ſo das hochwürdig ſacrament und andre criſtanliche opfer dem criſtgläubigen volck miniftriert und ußteylt durch einen ordenlichen obrer und biſchoff darzū geordnet und gewicht ſölle werden ouch fürgebracht habe und alſo die wort der kätzerie ein andren unbillichen zūgeredt haben und das diſe wort inen zū beyder ſydt einichen ſchaden noch nachteyl an iren eren nitt ſollen gebären und deßhalb genūgfamklich entſchlagen ſin, funders ein andren dieſelben und was ſich derohalb begeben hat verziehen und nachlaſſen und was jeder teyl koſtens harinn erlitten hätte, denſelben abtragen ſölte ane des andren beſchwerde, wöllichs alles ſi ouch alſo angenommen und zehalten zūgeſagt haben. Und deß zū urkuntlichem ſchyne hab ich der obgenant Peter Hebolt diſen brieff mit minem uffgetruckten ſigel in namen der obbemelten herren der ſpruchlütten, ouch min ſelbs, laſſen trucken, doch uns in allwäg ane ſchaden. Beſchāchen. . . .»<sup>1)</sup>)

Wie man ſieht, ging die Meinung und freundliche Erläuterung der Kommiſſion dahin, daß die menſchlichen Geſetze und Lehren zu Zeiten geändert worden ſeien, während dem Evangelium ewige Wahrheit zukomme, welches darum höher geſchätzt werden müſſe als Menſchenſatzungen. In dieſem Sinne iſt Hallers Wort: «Das Evangelium hat in Solothurn zu des Macrinus Ehre geſiegt» zu verſtehen.

Die beiden geiſtlichen Rechtsprecher aus der Stadt Solothurn, Leutpriester Philipp Grotz und der Leſemeiſter Johannes Tämpfli, erhielten beide am 14. Juni 1523 ihren Abſchied. Der betreffende Beſchluss lautet:

1523, Sonntag vor Viti und Modeſti. Und darzū der groſß rat, von des lüpprieſters wegen und der übrigen prieſtern halb verſamnot.

Ward der handel des lüpprieſters halb angezogen und nach allem das mer worden, diewyl er urloub begert und ſich ouch funft argwānig gehalten hat, das man im urloub geben und laſſen faren ſölle. Und hat man ſin wart nit abgeſprochen.

<sup>1)</sup> Copiae M=12 (ſchwarz). S. 622–625.

Deßgelichen den läßmeister ouch von der worten wegen hinzûfchicken. Und die pfaffen junckfrowen all hinwäg zû schlachen, wie vor ouch angefüchen.<sup>1)</sup>

Wir können uns nicht enthalten, noch ein kurzes Brieflein mitzutheilen, das Schultheiss und Rat der Stadt Solothurn im Jahre 1515 dem auf der Hochschule zu Pavia studierenden Melchior Dürr zukommen liessen:

Schulthes und rat zû Soloturn unfern gunftlichen grûß und alles gût zûvor, lieber und getrúwer. Als wir dir dann hant geholffen uff die houchen schûl zû Pafy uff des hertzogen sold fúnffzig guldin Rynsch zû den vier fronvasten jerlich zû bezalen, also haben wir jetz uff bitt des gardians und coventz unfers gotzhufes zû den Barfüßen den geiftlichen herren Heinrichen Sumer, prierter dis coventz, zôuger dis brieffs, also das du im jerlich von den fúnffzig guldin zehen guldin Rynsch zû den vier fronvasten nach marchzal laffest gelangen so lang biß wir dir wyter verkúndung túnd und im ab= oder einem andern zûfagent. Und du gedenckest din zyt wol anzelegen und vast zestudieren, domit wir des rûm und ere von dir hórent; doran beschicht uns gantz gût gefallen. Datum an frytag vor Geory anno etc. XV<sup>o</sup>.

Dem erfamen júngling, unferem lieben und getruwen Melchior Dürren zû Pafy uff der houchen schûl.<sup>2)</sup>

Bern.

Hans Morgenthaler.

<sup>1)</sup> R. P. X, 659. Philipp Grotz bezog eine Chorherrenpfründe zu Schönenwerd. Dienstag nach Thomas wurde er nach Kriegstetten gewählt, insofern er die «Wart» auf die Chorherrenpfründe herausgebe. Schmidlin, S. 13–14.

<sup>2)</sup> Copiae der Missiven 12, 26.

# Mitteilungen.

## Die Schweizerischen Reliquienrotel des IX. bis XX. Jahrhunderts.

Seit mehr denn zwanzig Jahren ist der Verfasser den Verzeichnissen von Reliquien nachgegangen; er hat im Jahr 1902 eine Auswahl von schweizerischen Roteln<sup>1)</sup> veröffentlicht. Die grosse Menge ist aber nur registriert<sup>2)</sup>, nicht in extenso gedruckt. Besonders wünschbar wäre letztes für die sehr wertvollen, bis in die karolingische Zeit zurückreichenden Dokumente in St. Gallen. Um dem Historiker eine Übersicht über die Rotel, die vielleicht später einmal in ihrem Wert für die Hagiographie, speziell die Heiligengeographie erkannt werden, zu ermöglichen, lassen wir hier ein Verzeichnis dieser Quellen folgen; er zeigt dasselbe eine Gattung bisher von den Historikern nicht verwerteter Quellen auf. Es handelt sich um zuverlässige Inventare, bald von kürzerer, bald von längerer Form. Der Inhalt ist von verschiedenem Standpunkt aus angeordnet, ähnelt bald einer losen Bestandesaufnahme, bald wird er durch die Verarbeitung zu einem nach der Rangfolge der Heiligen oder dem Kalender geordneten Inventar; der Zweck der Register war bald ein liturgischer, bald ein administrativer, bald ein wissenschaftlicher. Wer sich mit der Erforschung des Kultes irgend eines Heiligen befasst, macht die Erfahrung, dass die Benützung dieser Quellen unumgänglich notwendig ist.

Hier eine Übersicht über die bis heute kopierten Rotel:

IX. Jh. und ff. St. Gallen.	*1170 Zürich.
*IX.—XI. Jh. Pfäfers. <sup>3)</sup>	*1187 Schöntal.
*987—1039 Einsiedeln.	XI.—XII. u. XII. Jh. Engelberg.
*1019 Basel.	* XII. Jh. Schuls (P. Goswin).
1064 Schaffhausen.	1210 Rheinau.
1077 Münster (Grb)	*1217 Torello.
*1095 Schaffhausen.	1226 Ober-Ägeri.
1143 Rheinau.	1231—2 S. Urban.
1167 »	*1258 Zürich.

<sup>1)</sup> Geschichte der Reliquien in der Schweiz (I).

<sup>2)</sup> Zeitschrift f. schweiz. Kirchengesch. 1910, p. 116—121, ins Italienische übersetzt, im *Monitore ufficiale della diocesi di Lugano* XVI, 1912, p. 88—93; Geschichte der Reliquien in der Schweiz II.

<sup>3)</sup> Die mit \* bezeichneten Verzeichnisse sind an verschiedenen Orten gedruckt.



- \*1259 S. Urban.  
1281 Münster (Grab.)  
XIII. Jh. Muri.  
XIII. Jh. Heiligenberg.  
\*1333 Zürich.  
\*1343 Bern.  
1347 Zurzach.  
\*XIV. Jh. Giez.  
1360 Basel, Münster.  
1366 Sitten.  
1399 Ascona.<sup>1)</sup>  
1412 S. Urban.  
\*1421 Lausanne (Can. Thomas von  
St. Jeoire).  
1441 Basel, Karthaus.  
vor 1443 Lützel.  
\*um 1450 Einigen. (Kiburger).  
\*1453 Malters.  
1458 Basel, Dominikanerkirche.  
1459 » S. Andreaskapelle.  
1460 Luzern.  
1464 Basel, Dominikanerkirche.  
\*um 1469 Uster.  
1474 Zurzach (Dekan Herrmann).  
1477 Basel, Münster.  
1475—91 Männedorf.  
1498 Bero=Münster (Hs. Dörflinger).  
XV. Jh. Engelberg.  
XV. Jh. Heiligenberg.  
\*XV. Jh. Zug.  
\*XV. Jh. Büren (Luzern).  
um 1500 Sins.  
1510 Basel, Münster.  
1517 Wettingen.  
\*1528 Zürich.  
1538 Malters.  
1550—72 Saint-Maurice (Wallis).  
1564 St. Niklausen (Obwalden). (Pfr.  
Andr. Zbären.)  
1577 Scona.  
1583 Malters.  
\*1583 Zürich.  
1599 Zug (Adam Walter).  
XVI. Jh. Sins.  
XVI. Jh. Uffhusen.  
1609 Luzern.  
1615 Engelberg (Abt Placidus).  
1639 Wallenstadt.  
1642 Sitten, Valeria.  
1640—50 Bero=Münster (J. R. Dürler).  
vor 1669 Engelberg. (P. Bonaven-  
tura).  
\*1671 Einsiedeln.  
\*1692 Schweiz (J. C. Lang).<sup>2)</sup>  
1693 St. Gallen.  
XVII. Jh. Einsiedeln.  
XVII. Jh. Olivone.  
1701 Ober=Ägeri (Pfr.=Helfer Jakob  
Billeter).  
1717—18 Rheinau.  
1735 Baar.  
1739 Einsiedeln.  
1743 Rheinau (P. Bern. Rusconi).  
1756 Einsiedeln (Calmet).  
1773 Alt St Johann.  
1773 Neu St. Johann.  
1789 Wollerau.  
1796 Rheinau (F. Jan. Frey).  
XVIII. Jh. Lützel (F. B. Walch).  
XVIII. Jh. Eschenbach.  
18.. Schwyz (Fassbind).  
\*1835 Mariastein.  
1838 Muri (P. Bonav. Weissenbach).  
1845 Engelberg.  
1851 Disentis (P. Plac. Tenner).  
vor 1878 Einsiedeln (P. Fr. Willam).  
» » Arth (Pfr. A. Denier).  
1884 Gentilino.<sup>3)</sup>  
1890 Mendrisio, S. Sisinnio.  
1896 Steinen (Schwyz). (S)

<sup>1)</sup> Phot. Aufnahme der Basler Denkmalpflege.

<sup>2)</sup> Von Lang persönlich kopiert oder von den Mitarbeitern seines «Grundriss» geliefert.

<sup>3)</sup> Alle mit S bezeichneten Rotel sind vom Verfasser an Ort und Stelle aufgenommen worden.



- 1897 Airolo. (S)  
 1899—1900 Fahr. (S)  
 1899 Zurzach. (S)  
 » Schennis (Pfr. A. Fräfel).  
 » Waldkirch (Pfr. Aug. Klaus).  
 » Arlesheim (Dekan G. Sütterlin).  
 » Chur. (S)  
 » Wyl (Pfr. A. Fräfel).  
 » Frauental.  
 1900 Lungern (Pfr. Vogler).  
 1900 Sarnen, Kolleg. (P. Nic. Vogt).  
 » » Frauenkloster (Pfr. Helzfer A. Kuchler).  
 » » Kapuzinerkloster (A. Kuchler).  
 » » Dorf Antons und Stal denkapelle (A. Kuchler)  
 » Sachseln (J. Rohrer).  
 » Beggenried (Ed. Wymann).  
 » Emmetten »  
 » Ennetbürgen »  
 » Riemenstalden. (S)  
 » St. Wolfgang (Zug). (S)  
 » Cham. (S)  
 » Wassen (Uri). (S)  
 » Kerns. Kapelle im Mösli, in Schild, zu St. Anton, zu Siebeneich, zu Wissleren (A. Kuchler).  
 » Melchtal, Frauenkloster (A. Kuchler).  
 1901 Seedorf (Uri). (S)
- 1901 Andermatt, Mariahilfkapelle (S)  
 » Fahr. (S)  
 1902 Sitten, Valeria. (S)  
 1903 Kaiser Augst. (S)  
 » Holderbank (Solothurn). (S)  
 » Oberwyl (Baselland). (S)  
 » Rheinfelden. (S)  
 » Courtételle. (S)  
 » Miécourt. (S)  
 » St. Ursanne. (S)  
 » Mariastein. (S)  
 1904 St. Pantaleon. (E. König).  
 » Grosser St. Bernhard. (S)  
 1905 Nieder Gösgen (E. König).  
 » Ifental. (E. König).  
 » Movelier. (S)  
 1906 Münster (Grab.) (S)  
 » Sedrun. (S)  
 \*1907 Seedorf (Uri) (P. Magnus Helbling.)  
 1906—13 Tessin.<sup>1)</sup> (S)  
 1915 Beinwyl (Sol.) (S)  
 » Hermetschwyl (S)  
 1916 Geuensee. (S)  
 » Gormund. (S)  
 » Mariazell. (S)  
 » Heiligkreuz. (S)  
 » Fischbach. (S)  
 » Klingnau. (S)  
 » Pérolles. (S)  
 » Bulle. (S)  
 1917 Paradies. (S)

Weitere Dokumente unserer Art finden sich zweifelsohne noch in verschiedenen Büchereien; wir möchten die Bibliothekare und Benützer von alten Handschriften und Druckwerken lebhaft ersuchen, allfällig entdeckte Reliquienrotel abzuschreiben oder dem Verfasser durch einen Hinweis kundzutun. Geistliche erwerben sich Verdienst, wenn sie in allen Kirchen und Kapellen die vorhandenen Reliquien registrieren.

Basel.

E. A. Stückelberg.

<sup>1)</sup> s. oben Anm. 2; vielleicht findet sich ein Gelehrter, der das seit 1908 gesammelte liptanographische Material als Band III der Geschichte der Reliquien zum Drucke bringt.

## Besprechungen und Anzeigen.

Wir bitten um Zustellung von Rezensionsexemplaren derjenigen Arbeiten, deren Besprechung an dieser Stelle gewünscht wird.

**Johannes Dierauer**, Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Bd. V. Von 1798—1848. Gotha 1917. Friedr. Andr. Perthes. XIV u. 807 S. 8°. (Allgemeine Staatengeschichte, herausgegeben von K. Lamprecht. Erste Abteilung: Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert, W. v. Giesebrecht u. K. Lamprecht, 26. Werk, 5. Band.)

Als im Jahre 1887 Johannes Dierauer den ersten Band seiner Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft der Öffentlichkeit darbot, wurde von der wissenschaftlichen Presse sowohl wie von allen Urteilsfähigen überhaupt die Ansicht ausgesprochen, dass damit eine der bis dahin hervorragendsten Leistungen der schweizerischen Geschichtswissenschaft vorliege. Seither sind in beschleunigter Folge drei weitere Bände erschienen, und heute, genau nach dreissig Jahren, tritt der fünfte und stärkste als Schlussband auf den Markt. Er umspannt die schicksalsvolle Zeit von der Einführung der helvetischen Verfassung bis zur Einrichtung des festgefühten Bundesstaates im Jahre 1848.

In vier Büchern (Buch 10—13 des ganzen Werkes) schildert D. in ihm unter präziser Fixierung der innern Zusammenhänge und Kausalitäten den Entwicklungsgang der Schweiz, von der revolutionären, nach französischem Muster angelegten Einheitsrepublik bis zum neuen nationalen Bau.

Buch 10 behandelt die Helvetik, ihre Arbeit und ihren Zusammenbruch. Hauptquellen waren dem Verfasser hier selbstredend die Stricklersche Aktensammlung und die sie ergänzenden Dokumente der französischen Archive, soweit sie bis heute bekannt geworden sind; daneben sind mit weiser Kritik auch die Presse- und (manchmal wohl etwas karg) die fast unübersehbare Flugschriftenliteratur verwertet worden. Als besonderer Beachtung wert sei aus diesem Abschnitte vor allem hervorgehoben die Einschätzung der Tagsatzung zu Schwyz im September 1802. Man kann Dierauer nur beistimmen, wenn er lebhaft bedauert, dass Hirzel und seine Freunde damals in die Unmöglichkeit versetzt wurden, ihre verständigen Forderungen zum Durchbruche zu bringen. (SS. 142 ff.)

Auch über die Jahre der Mediation (Buch 11), deren Wertung ja heute noch da und dort keine besonders hohe ist, zeigt Dierauer ein einsichtiges, auf guter Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse fundiertes Urteil. Hier, bei Anlass des Bockenkrieges, entschliesst er sich übrigens auch einmal, aus seiner sonst so vorsichtig gewahrten Reserve heraus-

zutreten. Mit vollem Recht schreibt er nämlich der in ihrer Majorität intransigent aristokratisch gesinnten Zürcher Regierung und dem Landammann v. Wattenwyl einen grossen Teil der Schuld am Ausbruche jener verhängnisvollen Unruhen zu; auch vom harten Vorwurf, den Aufstand der Seebuben nicht als politisches Vergehen, sondern als gemeines Verbrechen behandelt und gesühnt zu haben, werden nun beide nicht mehr loszusprechen sein. Wattenwyl vor allem wird hiefür das Stigma des bornierten, engherzigen, das Interesse der Allgemeinheit durchaus verkennenden Aristokraten behalten müssen. (SS. 201 ff.) Eingehende Beachtung finden weiterhin die finanziellen Verhältnisse der Eidgenossenschaft und der einzelnen Kantone. Um auch die auf diesem Gebiete seit 1803 zurückgelegten Distanzen recht anschaulich den Lesern vor Augen zu führen, zieht Dierauer öfters (so auf S. 221 und S. 237 Anmkg. 70) recht instruktive Vergleiche mit unserer Zeit. Man darf wohl, ohne einem Dementi sich auszusetzen, das 2. mit «Innere Politik und Kulturbewegung» überschriebene Kapitel des 11. Buches als eines der am besten geratenen Stücke des ganzen Bandes bezeichnen.

Von ebenso eindringender Arbeit legt das folgende Kapitel über die äussern Beziehungen der Eidgenossenschaft Zeugnis ab. Hier kam der Darstellung allerdings zugute die noch nicht edierte inhaltsreiche Korrespondenz des französischen Gesandten Auguste de Talleyrand mit dem Minister des Äussern in Paris. Auf S. 252 fällt indessen auf, dass der ruden Apostrophierung des Basler Bürgermeisters Andreas Merian durch Napoleon anlässlich der (leider nur knapp skizzierten) Begrüssung in Chambéry keinerlei Erwähnung getan wird. Ihrer allerdings viel grössern Bedeutung entsprechend wird dann die Regensburger Mission Reinhardts sehr eingehend geschildert. Etwas kurz gefasst, wohl im Hinblick auf Oechsli, erscheint auch das den Ereignissen des Jahres 1813 gewidmete letzte Kapitel des 11. Buches.

Das folgende 12. Buch mit dem Titel: «Restaurierter Staatenbund» hat zum Vorwurf die sechzehn vielgeschmähten Jahre, «da Metternichs freiheitötender Geist Europa regierte». Hier sei zunächst herausgegriffen aus dem 1. Kapitel: «Neue Konstituierung der Eidgenossenschaft» die treffliche Darstellung der Tätigkeit der schweizerischen Deputierten am Wiener Kongress. In kurzen, prägnanten Zügen entwirft uns hier Dierauer ein abgerundetes und wohl orientierendes Bild von den Widerständen, auf welche die Vertreter unseres Landes — sowohl die offizielle eidgenössische Gesandtschaft als die kantonalen Deputierten — bei der Regelung der schweizerischen Angelegenheiten im Schosse des Wiener Kongresses stiessen. Hier ist auch meines Wissens zum erstenmale die von Lucien Cramer im Jahre 1914 herausgegebene «Correspondance diplomatique» der beiden Genfer Staatsräte Charles Pictet de Rochemont und François d'Ivernois — zweifellos der bedeutendsten Figuren unter den in Wien anwesenden Schweizern — in erheblichem Masse verwertet worden. Ein anderer Abschnitt, auf den in Buch 12 ebenfalls mit ganz besonderm Nachdruck noch hinzuweisen erlaubt sei, betrifft die «Politische und kirchliche Reaktion». Die lucide Darlegung der damaligen komplizierten kirchlich-konfessionellen Verhältnisse im dritten Kapitel dieses Buches bildet ein Muster präziser und klarer Schilderung.

Den Höhepunkt von Dierauers Darstellung bildet aber wohl das auch äusserlich stärkste 13. und letzte Buch: «Vom Staatenbund zum Bundestaat.» Unter vorsichtiger Benützung der weitschichtigen Literatur — neben den Abschieden und den eigentlichen Darstellungen der Regenerationszeit (unter denen diejenige des alten Anton v. Tillier wohl noch immer als eine der brauchbarsten angesehen werden darf), ist hier auch die Publizistik, soweit ich sehe, in erheblichem Masse herangezogen worden — zum Teil aber auch auf Grund von eigenen Forschungen sowohl im Bundes-Archiv, als in kantonalen und privaten Archiven gibt uns der Verfasser ein gewissenhaft durchgearbeitetes Bild der Werdezeit des neuen Bundes. Als vor allem ansprechend, und in manchen Zügen auch als vollkommen neu dürfen gelten die Abschnitte über die Neuenburger Ereignisse des Jahres 1831, über den Savoyerzug und über den Konflikt der Stadt Basel mit ihrer Landschaft. Den Basler freut hier ganz besonders des Verfassers Urteil über die Tagsatzung, die wegen ihrer eigenartigen Haltung im Jahre 1832 die Hauptschuld am unglücklichen Ausgang des Handels trage. (S. 528—529.)

Im Einzelnen hätte ich folgende Ausstellungen zu machen und Wünsche vorzutragen:

1. Zu S. 242. Dürfte es wohl etwas gewagt erscheinen, bei der Errichtung des Bundesstaates im Jahre 1848 von «wiedergewonnener zentraler Kraft» zu sprechen. Wann besass denn die Schweiz vorher schon wirklich zentrale Kraft? Doch kaum zur Zeit der Helvetik oder der Mediation, an die man hier zunächst denken müsste.
2. Zu S. 242. Ein gemeineidgenössischer Betttag wurde nicht erst zur Zeit der Mediation «von den katholischen Schweizern aufgenommen». Der im 17. Jahrhundert von den reformierten Orten eingeführte Betttag wurde vielmehr schon im Jahre 1796 gemeineidgenössisch, also auch von katholischer Seite anerkannt. Sodann wurde zu Beginn der Helvetik von den gesetzgebenden Räten für die Jahre 1798 und 1799 die Feier eines eidgen. Bettages für die ganze helvetische Republik angeordnet. (Vgl. Kaiser, Repertorium, S. 146 u. Dändliker, Schweizergeschichte. Bd. 111, SS. 138 [nebst Anmkg.] und 403.)
3. Zu S. 305, Anmk. 31. Nicht bloss die Tagsatzung des Jahres 1813 verdient den Vorwurf, im Augenblick, da «die Gefahr sich nahte,» auseinandergegangen zu sein; *alle* eidgenössischen Tagsatzungen seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert haben es so gemacht!
4. Zu S. 355. Ist es zum mindesten ungenau, von einer *Eröffnung* des Wiener Kongresses am 1. November 1814 zu sprechen. Der Wiener Kongress ist bekanntlich niemals offiziell *eröffnet*, sondern im Gegenteil nur *geschlossen* worden. Denn er trat ja nur ein einzigesmal zusammen — zur Unterzeichnung der Schlussakte! Alles andere spielte sich in Komitees, Kommissionen und Konventikeln ab. (Vgl. Henry Houssaye, 1815. Bd. 1, S. 131—132.)
5. Zu S. 603. Wäre es hier wohl nicht passend gewesen, neben B. Van Muyden's «Suisse sous le pacte de 1815» auch noch auf die zeitgenössischen, den Konflikt mit Frankreich deutlich charakterisierenden «politischen Erinnerungen» Joh. Konrad Kerns (in Anmerk. 124) aufmerksam zu machen?



6. Sollten die schweizerische Restaurations- und Regenerationsepoche noch fühlbarer in die politische und konstitutionelle Gesamtbewegung jener Jahrzehnte hineingearbeitet werden.
7. Ist Dierauer auch für das 18. und 19. Jahrhundert dem Vorwurf nicht ganz entgangen, den man ihm für die Geschichte früherer Perioden s. Z. entgegengehalten hat, nämlich, allzu einseitig nur Politisches zu bringen, alles was Kulturgeschichte, Wirtschaftsgeschichte, Geistesgeschichte heisst, aber so gut wie vollständig ausser acht zu lassen. (Vgl. Holtzmann, Göttingische gelehrte Anzeigen. 171. Jahrgang, 1909, S. 356.)

Durch diese Einwände soll indes die hohe Wertschätzung, die Dierauers Schlussband gebührt, in keiner Weise beeinträchtigt werden. Gründliche Forschung, ruhige, vornehme Sachlichkeit und klarer Blick, verbunden mit schlichter, lauterer Sprache zeichnen auch ihn in gleicher Weise wie seine vier Vorgänger aus und machen «Die Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft» zu einem der schönsten historiographischen Erzeugnisse unseres Landes.

Basel.

Fritz Vischer.

**Maxime Reymond**, Les Dignitaires de l'Eglise Notre-Dame de Lausanne, jusqu'en 1536. Avec 13 planches. 523 pages. Mémoires et Documents publiés par la société d'histoire de la Suisse Romande, seconde série, Tome VIII, Lausanne, Bridel, 1912, 523 p. in 8.

Ce livre étant essentiellement un livre à consulter, il n'est pas trop tard pour en parler encore. L'auteur — l'homme qui connaît certainement le mieux l'histoire lausannoise à l'heure actuelle — a réuni dans ces 523 pages le résultat de recherches accomplies au cours de nombreuses années, notamment aux Archives de Lausanne, dont on peut dire que presque tous les documents ont été dépouillés.

Une étude sur l'élection des évêques de Lausanne, depuis les origines, ouvre le volume. Les auxiliaires de l'Evêque, ecclésiastiques et laïques, les doyens, les dignitaires du chapitre, les prieurs de Saint-Maire et les chanoines de Lausanne font tour à tour l'objet de dissertations historiques très documentées, où les renseignements épars un peu partout sont pour la première fois réunis, discutés et sérieusement mis à profit.

La partie essentielle du livre, celle qui rendra le plus de services aux historiens, est la *liste alphabétique* des évêques, vicaires généraux, doyens, officiaux et chanoines de Lausanne. Elle occupe à elle seule plus de deux cents pages (p. 251—470). On y trouve, par ordre alphabétique, c'est-à-dire dans les meilleures conditions pour faciliter les recherches, les noms de tous les personnages ecclésiastiques notables qui eurent des attaches avec la cathédrale de Lausanne, depuis les origines jusqu'en 1536. Ce catalogue est désormais indispensable à quiconque étudie l'histoire du pays de Vaud. Les détails historiques sur chaque individu sont donnés avec toute la précision possible, et les références indiquées permettent toujours à ceux qui le désirent d'aller vérifier ou compléter les renseignements donnés.

Quatre tables terminent le volume: l'index des noms de lieu, des sources, des illustrations et des matières.

Il va sans dire que ce livre ne peut être absolument exempt d'imperfections. Les connaissances générales que suppose un recueil de ce genre, où sont mentionnés des personnages en rapport avec des hommes de tous pays, les sources innombrables dont le dépouillement minutieux a dû être fait, tout cela suppose un tel travail que nul n'a le droit d'exiger de son auteur la parfaite impeccabilité. Les études particulières sur telle ou telle personne, sur telle ou telle institution, permettront, le cas échéant, de corriger et d'améliorer encore le volume de M. Reymond. Tel quel, il constitue une mine très précieuse pour l'historien, et il faut savoir gré à notre archiviste cantonal de l'avoir mise à notre portée.

Lausanne.

M. Besson.

**Basler Kirchen.** Bestehende und eingegangene Gotteshäuser in Stadt und Kanton Basel. Unter Mitwirkung zahlreicher Mitarbeiter herausgegeben von E. A. Stückelberg. I. Bändchen. Basel. Verlag von Helbing & Lichtenhahn. 1917.

L'éditeur de cette nouvelle publication, E. A. Stückelberg, a voulu grouper en une série de petits volumes, des notices consacrées aux édifices religieux de la ville et du canton de Bâle. Le premier fascicule auquel ont collaboré plusieurs auteurs traite des églises de St-Théodore, Riehen, St-Chrischona, Petit-Huningue, St-Mathieu, ainsi que des couvents St-Paul au Val de Grâce, St-Augustin et de l'église des chevaliers de St-Jean. Comme le dit l'éditeur lui-même, ce recueil n'a pas de prétention à l'unité. Chacun des collaborateurs a traité son sujet à sa manière, en insistant selon son gré sur les sujets qui lui tenaient le plus à cœur. Le choix des édifices n'est pas davantage imposé par une méthode rigoureuse. On trouvera dans cette collection des monographies d'églises paroissiales ou conventuelles, d'édifices disparus ou conservés jusqu'à nos jours. L'histoire de ces monuments d'art bâlois est retracée dans tous ses détails; à côté des notices sur la construction ou la restauration des églises, on trouvera dans ces articles des renseignements intéressants la vie religieuse dans les différents sanctuaires. Sans être très abondante ni de qualité supérieure, l'illustration complète agréablement le texte.

Tel qu'il est présenté, ce petit volume remplit admirablement le rôle que lui a assigné son éditeur; c'est une œuvre nationale et populaire qui, mieux peut-être que ne le feraient de savantes et copieuses dissertations scientifiques, contribuera à faire aimer et respecter les monuments du pays.

Petit Lancy, Genève.

Camille Martin.

**Georges de Montenach.** Les musées régionaux. Contribution à l'étude du problème de l'éducation nationale. Fribourg, Imprimerie de l'Oeuvre de Saint-Paul. 1915.

Poursuivant ses études de propagande artistique et sociale, M. de Montenach a fait paraître un éloquent plaidoyer en faveur des musées



régionaux. Cette brochure, dédiée à la Société suisse des traditions populaires, mérite d'être lue par tous ceux que préoccupe la question toujours actuelle des musées. Il est en effet certain que ces institutions, telles que les ont conçues nos prédécesseurs immédiats, ne satisfont pas le public d'aujourd'hui; elles ne rencontrent même pas toujours l'approbation des spécialistes. Je ne veux pas rouvrir ici un débat sur le rôle des musées. J'admets, comme M. de Montenach, que leur utilité ne peut être contestée, mais qu'il y a lieu de discuter à nouveau la question de leur organisation.

Tous les musées souffrent, avec le temps, du mal de l'encombrement. A côté des salles d'exposition où l'on ne peut plus placer aucun objet, les dépôts eux-mêmes ne suffisent plus à emmagasiner les acquisitions et les dons annuels. Les additions successives bouleversent le plan initial et l'on a peine à conserver, au bout de quelques années, l'ordre prévu au début. Le mal s'aggrave du fait que l'on tient à centraliser dans les grandes villes les collections publiques. Toutes les épaves de la civilisation sont entassées dans quelques grands édifices, tandis que la campagne, les bourgs et les villages sont dépouillés peu à peu de leur parure et perdent les uns après les autres les liens qui les rattachaient au passé.

M. de Montenach voit à la situation actuelle un remède dans la création de musées régionaux, qui seront à la fois plus homogènes, plus populaires et plus vivants que les grands musées urbains. Ils seront plus *homogènes* parce que réservés aux seules œuvres nées dans une région déterminée, dans une province limitée; ils seront plus *populaires* parce qu'ils s'intéresseront à toutes les manifestations de la vie, des plus humbles aux plus élevées; ils seront plus *vivants* parce qu'à côté d'objets anciens et hors d'usage, on y pourra faire figurer des choses nouvelles et qu'ainsi la chaîne qui relie le passé au présent sera toujours tendue.

Assurément l'exécution d'un semblable programme aurait des résultats heureux. Encore faudrait-il qu'elle fut assurée par des conservateurs intelligents et dégagés de préoccupations trop exclusivement scientifiques. Il faudrait aussi que les richesses accumulées dans ces nouveaux magasins puissent être mises à la portée de tous par des commentaires oraux ou écrits. Le plus souvent, en effet, les visiteurs d'un musée passent devant un objet sans le voir, quand leur attention n'a pas été dirigée sur lui d'une façon spéciale. Le musée par lui-même n'est pas un enseignement, c'est un moyen d'instruction. Pour en tirer profit, le public doit être conduit par des guides compétents qui sachent mettre en valeur les matériaux exposés dans les salles.

Je suis un peu sceptique quant à l'influence que peuvent exercer les musées sur le développement artistique d'une nation. Mais je suis persuadé que ces institutions bien comprises serviront à faire mieux saisir quelle était la vie de nos ancêtres et seront ainsi un moyen de rendre l'enseignement de l'histoire plus vivant, de donner une idée concrète de la marche de la civilisation d'un pays.

Le musée, ainsi que l'écrit M. de Montenach, doit être le miroir saisissant de la nation elle-même. En Suisse, plus qu'en aucun autre

pays peut-être, il ne peut jouer ce rôle que s'il est organisé sur une base régionaliste. Ainsi seulement, il formera le lien nécessaire entre le passé et le présent, il donnera au peuple la conscience de la tradition.

La brochure de M. de Montenach est un appel aux bonnes volontés. Puissent les conseils qu'elle renferme être entendus et mis en pratique.

Petit Lancy, Genève.

Camille Martin.

**Albrecht Burckhardt.** Geschichte der medizinischen Fakultät zu Basel 1460 bis 1900. Basel, Friedrich Reinhardt. 1917. XI + 415 S. 8°.

Ein treffliches Werk liegt vor uns aus der Feder von Albrecht Burckhardt, dem wir bereits mehrere medizingeschichtliche Arbeiten verdanken. Der Verfasser hat es wiederum verstanden mit der Gründlichkeit und Sorgfalt des Historikers ein reiches Quellenmaterial zusammenzutragen und zugleich den fachkritischen Standpunkt des modernen Mediziners zur Geltung zu bringen. Nicht minder zu statten kommt dem Buche die Vertrautheit des Verfassers mit den örtlichen Verhältnissen seiner Vaterstadt. Die treue Anhänglichkeit an diese kommt vor allem im letzten Kapitel zum Ausdruck, wo in den «Rückblicken und Ausblicken» den Mitbürgern die Lehren der Geschichte dargelegt werden sollen. In fließendem Stil geschrieben, ist das Buch trotz des ausgesprochen lokalen Charakters und des vielen Quellenmaterials, das es bringt, gut zu lesen.

Der Verfasser zeigt uns die Entwicklung der medizinischen Fakultät der ältesten und vor dem 19. Jahrhundert einzigen Hochschule unseres Landes. Die medizinwissenschaftlichen und politischen Wandlungen von beinahe fünf Jahrhunderten ziehen an uns vorüber, und wir geniessen die Vorteile, die aus der Beschränkung auf die eine Fakultät hervorgehen, indem der Verfasser alle nur wünschbaren Details uns vorführen kann. Die inneren und äusseren Einrichtungen der Fakultät werden geschildert. Eine ganz besondere Sorgfalt ist auf die Darstellung der hervorragenden Persönlichkeiten verwendet. Der Verfasser führt uns in ihre persönlichen Verhältnisse ein, lässt sie vor unseren Augen sich entwickeln und schildert uns ihre Wirksamkeit; hierauf folgt eine weitherzige aber bestimmte Charakterschilderung. Sehr verdienstvoll ist die vollständige Angabe sämtlicher Werke der behandelten Personen. Der Verfasser hat die Mühe nicht gescheut sie alle selbst durchzusehen, sei es um sie kurz zu resümieren, sei es um sie kritisch zu besprechen. Nach Disziplinen geordnet, sind sie wiedergegeben und am Schlusse der Aufzählung die Verdienste für die Wissenschaft und Praxis kritisch gewürdigt. Wir erhalten so ein vollständiges und abgerundetes Bild der betreffenden Personen, wie es nur ein Fachgenosse bieten kann.

Auf die Beziehungen zu den übrigen Fakultäten und auf die Bedeutung der ganzen Universität sowohl als der medizinischen Fakultät für das Geistesleben der gesamten Schweiz ist der Verfasser weniger eingegangen, wohl im Interesse der Ausdehnung der Arbeit, die so schon ein stattliches Buch von 495 Seiten geworden ist. Auch die politischen Beziehungen mussten etwas kurz gehalten werden.

Der erste Abschnitt behandelt die Zeit von 1460—1529. Am meisten interessieren dürfte hier die Gründung selbst auf Grund der Erlaubnis von Papst Pius II. und die Ausführungen über Paracelsus, sein Wirken an der Universität und seine Anhänger. Wegen der Reformation blieb dann die Universität von 1529 bis 1532 suspendiert. Im zweiten Abschnitt, der die Jahre 1532 bis 1625 bespricht, glänzt das Dreigestirn jener ausgezeichneten Männer, denen die Wiedergeburt und die Blüte der Fakultät zu verdanken ist. Es sind die weit über die Mauern Basels hinaus berühmten Felix Platter, Theodor Zwinger, Caspar Bauhin. Sie sind trefflich bearbeitet und dürften zu etlichen Korrekturen in den Handbüchern der Medizingeschichte führen. Ebenso mustergültig sind die übrigen Abschnitte des Buches, doch ist es mir versagt, hier näher darauf einzugehen. Ich möchte jedoch nicht versäumen, darauf hinzuweisen, dass auch die neuere Zeit vollauf berücksichtigt ist und dass an Hand einer grossen Zahl von Zusammenstellungen die neueste Entwicklung der Fakultät gezeigt wird.

Ein reichhaltiger Anhang von 140 Seiten behandelt in 7 Beilagen und 10 Tabellen einzelne wichtige Begebenheiten, die Statuta, Leges, Ordnungen und Reglemente der Fakultät. Die Statuten von 1464/68 sind wörtlich wiedergegeben und der Inhalt in deutscher Sprache dargeboten, ebenso die Leges von 1570, dann die Ordnungen und Reglemente des 19. Jahrhunderts. Recht interessant und lehrreich sind die Lektionskataloge, die seit 1666 gedruckt erschienen sind. Die dritte Beilage orientiert über die öffentlichen Anatomien im 16. und 17. Jahrhundert, über die Professoren, die sie ausführen liessen, und die Einnahmen und Ausgaben, die dabei gemacht wurden. Das Finanzwesen ist eingehend behandelt, ebenso das Fakultätssiegel. Ueber die Frequenz der Fakultät orientieren die Tabellen über alle Immatrikulationen, Promotionen und Aggregationen von 1532—1900. Recht dankbar wären wir für ein Namensverzeichnis aller Medizinstudenten der älteren Zeit gewesen. Es folgen mehrere Verzeichnisse der Professoren und Privatdozenten von 1460—1900 mit Angabe der Disziplinen, die sie vertraten, und einzelner Daten aus ihrem Leben. Kulturgeschichtlich wertvoll ist die Zusammenstellung der Mediziner, die als Professoren an der philosophischen Fakultät gewirkt haben.

Mehrere gute Vorarbeiten standen A. Burckhardt zur Verfügung, vor allem diejenigen von W. Vischer, F. Miescher, W. His, M. Roth, A. Teichmann und R. Thommen. Der Verfasser hat aber viel weiter ausgeholt als seine Vorgänger und ein überaus reiches Quellenmaterial zusammengebracht; sein Buch erspart uns mühsame Nachschlagearbeit und liefert eine Menge bisher unveröffentlichten Materials. Wir bedauern mit A. Burckhardt, dass wegen des Krieges Bilderbeigaben nicht gemacht werden konnten, und vor allem auch den Umstand, dass infolge des Fehlens analoger Fakultätsgeschichten von anderen Universitäten Vergleiche mit diesen nicht gezogen werden konnten.

Zürich.

G. A. Wehrli.

**J. Mösch**, Die solothurnische Volksschule vor 1830. 4. Bd.: Der Einzug der Normalmethode in die solothurnische Volksschule (1782—1798). (Mitteilungen des Hist. Ver. d. Kts. Solothurn. Heft 9.) Solothurn, Gassmann A.-G., 1918.

Im 4. Band seiner Geschichte der solothurnischen Volksschule hat der Oberdorfer Pfarrer in gewohnt anschaulicher Weise einen neuen, wichtigen Abschnitt, die Zeit von 1782—98 dargestellt; es betrifft die Zeit, indes der Staat sich immer mehr für das Schulwesen zu interessieren beginnt und wo es Schulfreunden, wie Altrat Franz Philipp Glutz, gelingt, das Wohlwollen der Räte für die Schule zu wecken. Freilich darf man sich darüber nicht täuschen, dass auch in dieser Epoche die Privatinitiative von Gönnern das meiste leistete.

Von Interesse ist, zu sehen, wie die neuen Ideen sich im Schulwesen zu äussern beginnen. «Es gibt kaum eine grosse Idee im Volksschulwesen der Helvetik und der folgenden Zeit, die sich nicht bereits in diesen Jahren auf dem eng umgrenzten Gebiete des Kantons Solothurn nachweisen liesse,» urteilt Mösch. Aber weniger vom rationalistischen Frankreich aus als vom katholischen Oesterreich her empfing das solothurnische Schulwesen seine fortschrittlichen Impulse. Die Reform des österreichischen Schulwesens durch den Abt Felbiger von Sagan fand Nachahmung im benachbarten Kloster St. Urban und von dort aus Eingang in Solothurn. Seit 1782 wurden alljährlich in der umgestalteten Waisenhausschule der Stadt Solothurn, die zur «Normalschule» wurde, mehrwöchige Lehrerbildungskurse abgehalten und damit die neue Methode in die Landschaft hinausgetragen, überhaupt das ganze Schulwesen in Stadt und Land von der neuen Lehrweise umgestaltet. — Auch die erzieherische, wenngleich mit einem Misserfolg endigende Tätigkeit des Herausgebers des «Solothurner Wochenblattes» und des «helvetischen Hudibras», Franz Joseph Gassmann, erfährt eine liebevolle Würdigung durch den Verfasser.

Das mit Abbildungen und reichem dokumentarischem Material ausgestattete Werk bereichert eine wenig bekannte Epoche der solothurnischen Volksschule mit lebendigen Einzelzügen und ist ein willkommener Beitrag zur Schulgeschichte der Schweiz.

Solothurn.

H. Büchi.

**Edouard Rott**. Histoire de la représentation diplomatique de la France auprès des cantons suisses, de leurs alliés et de leurs confédérés. Tome VI, 1643—1663. Ouvrage publié sous les auspices des archives fédérales suisses. Berne, Staempfli & Cie., 1917.

Der vorliegende Band umfasst 20 Jahre, die in der europäischen, wie in der Schweizer Geschichte von grossen Ereignissen gekennzeichnet sind. Auf dem europäischen Schauplatz sind es die letzten Jahre des Dreissigjährigen Kriegs, der Westfälische Friede, der Austrag zwischen Spanien und Frankreich, der Pyrenäen-Friede, die Herrschaft Mazarins und Cromwells, die beginnende Selbständigkeit Ludwigs XIV., auf dem



schweizerischen die völlige Lösung vom Reich, der Bauern- und der 1. Vilmerger-Krieg, die Gesandtschaften von Caumartin und De La Barde, die Erneuerung des französischen Bündnisses. Wir sind berechtigt, von diesem Band wichtige und ersehnte Aufschlüsse zu erwarten.

Die *Quellen* fließen in gewohnter Fülle. Der Verfasser hat mit Bienenfleiss den Stoff bis in die kleinsten Einzelheiten daraus zusammengetragen, so dass man von einer Erschöpfung der Quellen sprechen kann. Die geleistete Arbeit ist einfach erstaunlich. Er benutzt, um nur die wichtigeren zu nennen, die Archive von Paris, London, Rom, Mailand, Venedig, Simancas, Turin und unsere kantonalen Archive. Welche Schwierigkeiten bot allein das schwer zugängliche Simancas! Dagegen ist die Forschung immer noch nicht nach Wien vorgedrungen. Doch wird dieser Ausfall durch die Menge gleichgerichteter Nachrichten aus Mailand und Simancas ergänzt. Ebenso umfangreich ist die Verwendung gedruckter Quellen; manche von ihnen bieten einen schätzbaren Beitrag zur Bibliographie von Barth, da sie zwar nicht eigentlich auf Schweizer Geschichte zielen, aber doch gelegentlich in unsere Verhältnisse hineinspielen. Doch eine Bemerkung zur Zweckmässigkeit! Bei einem Werk, das wie die *Histoire de la représentation diplomatique* meist zum Nachschlagen benützt wird, genügt es nicht, nur einmal den vollen Titel eines Buches zu geben und sich dann hundert Seiten lang mit einem l. c. zu behelfen. Wer sich um Quellen bekümmert, wird dadurch zu einem mühsamen Nachblättern verurteilt. Man suche nur einmal den Titel des viel angeführten Werks von Vaughan in der Flut von Hinweisen.

Die Benützung des Stoffes hängt vor allem vom Standpunkt des Verfassers ab. Rott ist der Geschichtschreiber der französischen Diplomatie in der Schweiz, ihre Darstellung sein Lebenswerk. Es ist nur menschlich, wenn er mit seinem Gegenstand eins geworden ist. Es wäre ungenau, zu behaupten, er nehme den französischen Standpunkt ein. Er ist vielmehr der Freund eines jeden Gesandten im Kloster zu Solothurn; er sieht und urteilt von hier aus und hält zum Gesandten gegen alle Feinde, mögen sie sich nun in Zürich, Chur, Luzern, Mailand oder Paris befinden. Im Grunde genommen ist aber diese Freundschaft unpersönlich, sie gilt mehr dem Amt als seinem Träger. Das ist so sehr richtig, dass er mit Caumartin einig geht, bis dieser abberufen wird; dann lässt er ihn mit einer erheiternden Plötzlichkeit fallen (S. 174–177), um seine Gefühle dem Nachfolger De La Barde entgegenzubringen, vor dessen übler Persönlichkeit er sie dann freilich nicht bis zu Ende behaupten kann. Nur selten versucht er sich auf die andere Seite zu versetzen, und die Wendung, die er in einem solchen Fall gebraucht, verrät deutlich die Anstrengung, die es ihn kostet.

Die Vorliebe, mit den Augen einer bestimmten Person zu sehen, hat natürlich ihre Gefahr. Der Verfasser ist ihr nicht entgangen. Er lässt sich verleiten, Menschen und Verhältnisse nicht nach ihren wirklichen Massen, sondern nach der Bedeutung, die sie für die Gesandtschaft haben, einzuschätzen. Weil der Venner Wagner von Bern einen breiten Raum in den französischen Depeschen einnimmt, wird ihm eine führende Stellung in Bern beigemessen, während er doch nur ein Anschicksmann war, der trotz aller Betriebsamkeit in ärgerlich verwickelten



Verhältnissen starb. Schlimmer ist es, dass die Parteinahme den Verfasser zu einer Reihe von unglücklichen Werturteilen verführt. Die Gegner des Gesandten sind perfides, ihre Massnahmen intrigues, insinuations malveillantes, mensonges, influence désastreuse, während sie doch nur taten, und manchmal bei weitem nicht so viel, was die französische Diplomatie, die Rott selbst einmal *la plus artificieuse de l'Europe* nennt (S. 321). Solche Urteile sind doppelt bedenklich in einem Nachschlagewerk, da nur der ausdauernde Leser sie als Redensarten erkennen und überwinden lernt. Das heisst nun nicht, der Verfasser habe die Kritik gegenüber den französischen Diplomaten ganz ausgesetzt, nur gibt er ihr eine andere Richtung: während er die Gegner moralisch entwertet, tadelt er an den Franzosen allenfalls Missgriffe und falsche Berechnungen.

Dabei verschlägt es den Verfasser wenig, ob er Fremde oder Schweizer trifft; er kann sogar an jenen den Kampf gegen das Kloster zu Solothurn eher begreifen als an diesen. Er anerkennt die Talente eines Casati; für die Innerschweizer, die ältesten Kunden Spaniens, hat er nur Geringschätzung übrig. So sagt er: *La crédulité des pâtres de la Suisse primitive paraissait sans limites* (S. 438), oder er spricht vom *esprit infiniment peu subtil des catholiques de la Suisse primitive* (S. 451). Gewiss, so tönte es im Kloster zu Solothurn. Wer aber diesen Dingen unbefangen nachgeht, wird bald merken, dass die Dummheit nicht der Fehler der Urschweizer im Verkehr mit dem Ausland war.

Die Voreingenommenheit des Verfassers kann sich auch gegen die Schweiz wenden. Dies fällt bei den Friedensverhandlungen der Jahre 1646–48 auf. Rott stellt zwar fest, dass die Schweizer einmütig die Abtretung des Elsass an Frankreich als eine Gefahr für sie betrachteten; wenn sie sich aber ihrer erwehren wollen, so sieht er darin nicht eine Notwendigkeit, sondern eine Intrigue, und ist auf Wettstein, der ihre Befürchtungen dem Friedenskongress vorzutragen hat, besonders übel zu sprechen: schon, dass sich Wettstein nicht allein der Leitung der Franzosen anvertrauen will, sondern auch Fühlung mit den Gesandten des Kaisers und Schwedens nimmt, ist doppelzünftig; geradezu ungeschickt und brutal wird Wettstein, wenn er als Vertreter eines kleinen Staates es wagt, gegen die Abtretung des Elsass an Frankreich Einspruch zu erheben (S. 135, 137, 193). Es scheint dem Verfasser zu entgehen, dass er damit selbst das Bedenkliche der Freundschaft mit einem grossen Nachbarn wie Frankreich ins Licht setzt. Wie berechtigt übrigens die Befürchtungen der Schweizer wegen des Elsass waren, bestätigt Rott selbst (S. 208). Kornsperrern und Zollerschwerungen verbitterten ihnen von da an das Dasein. Mit gleicher Unfreundlichkeit beurteilt der Verfasser den Versuch Basels, die Bedrohung durch den nachträglichen Erwerb Hüningens zu mildern; er findet mit Mazarin, Ludwig XIV. hätte, wenn er darauf eingegangen wäre, die fruchtbarsten und unzweifelhaftesten Ergebnisse des Westfälischen Friedens annulliert (S. 295). Was aber dieser Fehlschlag für die Schweiz bedeutete, hat der Verfasser selbst im Vorwort beredt genug dargetan.

Es enttäuscht, dass der Verfasser gewisse wichtige Bündnisfragen, über die man schon lange gern Aufschluss gehabt hätte, nicht ergründet, sondern nur streift. Da er den Stoff wie kein anderer kennt, hätte sein

Befund den Ausschlag geben müssen. Wir können ihm keine Behinderung zubilligen, sich zu diesen Fragen zu bekennen. Wie steht es mit den Transgressionen? Hatten die Schweizer ein vertragliches Recht, auf der defensiven Verwendung der Söldner zu bestehen? Was er darüber vorbringt (S. 57, 183), ist kein grundsätzlicher Entscheid. Er will sogar zu verstehen geben, dass die Frage von der Auslegung der Militärkapitulationen abhänge (S. 61). Immerhin scheint er sich der französischen Auffassung zuzuneigen; denn wie die Schweizer gegen Transgressionen einschritten, bemerkt er dazu: Leur audace toutefois méritait une leçon (S. 64). Ebenso unbefriedigend ist die Behandlung der Frage, in welchen Fällen die Schweizer ihre Söldner aus Frankreich heimberufen durften. Er sagt: En fait, aux termes du traité renouvelé en 1602, il ne devait être recouru à une telle «extrémité» que si la guerre civile éclatait au sein des Ligues (S. 219). Das ist unrichtig, denn in Art. 5 des Bündnisses von 1602 steht nichts von Bürgerkrieg, sondern es heisst allgemein: Wo aber wir Eydtgnoffen zu derselben Zyt in vnfern Landen, Erdtrich und Herrschafften mit Krieg überfallen vnd beschwärt wären oder würden u. s. w. Wozu diese Ungenauigkeit, die an einem sonst so sorgfältigen Arbeiter wie Rott auffallen muss? Will er etwa die Behauptung der Franzosen decken, die Schweizer hätten auch dann ihre Söldner nicht heimrufen dürfen, wenn diese nicht bezahlt wurden? Es scheint so; denn nur so können wir das ungünstige Licht verstehen, das er über die Gesandtschaft verbreitet, die 1650 nach Paris ging, um den Söldnern entweder Bezahlung zu verschaffen oder sie heimzuholen. Rott verschweigt, dass die Gesandten nach fruchtlosen Verhandlungen den Söldnern den Befehl gaben, den Dienst einzustellen; wie aber diese gehorchten und die Posten in Paris einzogen, spricht er von Desertion (S. 230).

Zu der Frage der Hinfälligkeit des Ewigen Friedens von 1516 nimmt Rott dagegen unzweideutig Stellung. Die Franzosen setzten diesen Frieden mit seinen grossen Handelsvergünstigungen willkürlich für die Kantone, die das Bündnis nicht erneuern wollten, ausser Kraft, unter dem Vorwand, die Katholiken hätten ihn schon längst durch Öffnung der Pässe für die spanischen Truppen gebrochen. Die Strafe traf aber die Reformierten. Die Sache wurde noch dadurch anstössiger, dass die Franzosen zu gleicher Zeit in Chur für das Gegenteil, die Unzerreissbarkeit des Friedens, eintraten. Das Ganze war natürlich ein Fechterstreich, und man hätte zum mindesten erwarten dürfen, dass Rott ihn ruhig berichtend abtäte. Statt dessen unterstützt er ihn durch sein Beweisverfahren (S. 549, 552, 564, 613).

Bei alledem wollen wir dem Verfasser eines zu gute halten: er hat die Jahre zu schildern, da das französische Bündnis der Schweiz immer mehr seinen Schatten zuwarf und das Gute, das es besass, sich ins Gegenteil zu verwandeln begann.

In der *Darstellung* begnügt sich Rott nicht mit der billigen Genauigkeit, die Depeschen in moderner Sprache wiederzugeben und zeitlich geordnet aneinander zu reihen; er setzt ihren Inhalt in Handlung um und erhebt damit sein Werk über die blosse Stoffsammlung. Es galt, einen fast unabsehbaren Stoff zu entwirren, aus dem Knäuel die einzelnen

Fäden zu lösen, neben einander zu legen und doch die Beziehung zum Ganzen nicht zu verlieren. Diese grosse Aufgabe ist vom Verfasser mit wenigen Ausnahmen bewältigt worden. Für die bewegten Jahre 1647 und 1648 ist das Durcheinander nicht völlig in das Nebeneinander verwandelt. Auch hätten wir mehr gliedernde Zusammenfassungen eingeschaltet gewünscht. Immerhin, es ist dem Verfasser gelungen, den gewaltigen Stoff in der Breite zu meistern. Aber wir haben, und das ist das Eigentümliche der Darstellung, nur einen gut besetzten Vordergrund, keinen Hintergrund. Wir sehen das Volk, die Zeit, die Umstände, Strömungen und Leidenschaften nicht. Alles Geschehen wird auf das kluge Spiel des kalten Verstandes zurückgeführt. Die Ereignisse rollen sich oft ab, ohne Eindrücke zu hinterlassen; sie könnten sich in irgend einem Winkel der Erde zugetragen haben, nur nicht naturnotwendig in der Schweiz, man brauchte nur die Namen zu ändern; denn sie werden nicht aus der Tiefe getragen. Es gibt immer nur eine Persönlichkeit, das ist der französische Gesandte; die andern gleiten wie die Schatten an uns vorüber, wir haben nur eine Menge Namen; selten, dass einer, Erlach von Kastelen, Zweyer, eine Spur Lebensfarbe gewinnt. Daher schauen wir den Dingen oft zu, ohne von ihrer Wirklichkeit überzeugt zu sein, trotz der Fülle der Hinweise. Wir wissen wohl, dass das nicht Unvermögen, sondern Absicht des Verfassers ist. In seinen Erstlingswerken hat er bewiesen, dass er über die Mittel der Wirklichmachung verfügt. Hier opfert er sie seinem Gegenstand, der Diplomatie. Aber wenn wir auch Plan und Aufbau des Werkes überdenken, so sehen wir doch die Notwendigkeit dieses Opfers nicht ein, da die Diplomatie zwar selbst kalter Verstand ist, aber doch die ganzen Menschen in Bewegung setzt.

Wir vermissen auch einlässliche Angaben über Gelder, Werbungen, Ein- und Ausfuhr, die doch manches verdeutlicht hätten. Nur selten lässt er eine Zahl fallen, die mehr reizt als befriedigt. Wir vermuten, zwar, dass diese Dinge in gesonderten Bänden dargestellt werden sollen. Aber das kann noch lange gehen. Darum wären ausführlichere Angaben einstweilen willkommen gewesen. So hätte er ganz gut den Beweis dafür antreten können, dass die *largesses sous le manteau* kostspieliger als die öffentlichen Jahrgelder gewesen seien (S. 700). Als einen Missgriff müssen wir es aber bezeichnen, dass der Verfasser Wirkung und Schicksal gewisser Verträge schildert, ohne das Wesentliche daraus mitzuteilen. Wir gestehen, dass wir daher den Ausführungen über den bernischen Salzvertrag (S. 394) oder den Vertrag von Pignerol (S. 421) nicht durchaus folgen konnten. Mancher Lufthieb, manche Rede oder Reise hätte dafür ohne Schaden übergangen werden können.

Die *Sprache* gleitet in leichtem, glattem Fluss dahin; sie zielt auf Gleichmässigkeit. Die Leidenschaft ist, wie im Stoff, so auch im Ausdruck ausgelöscht. Damit war die Gefahr der Ermüdung gegeben. Sie hätte vermieden werden können durch das Unterscheiden von Wichtigem und Unwichtigem mit den Mitteln der Sprache, durch den Wechsel zwischen Ruhe und Bewegung. Vielleicht, um diesem Bedürfnis zu genügen, liebt der Verfasser die Umschreibung der Eigennamen. Schade, dass sie oft dunkel bleiben. So spricht er beharrlich von einem Baron von Spiez. Wer weiss, dass die Erlach damals Spiez besaßen, merkt, dass

damit der Schultheiss von Erlach gemeint ist. - Wer ist aber der Schwiegersohn des Prinzen Condé? Oder wen haben wir unter dem Vertreter der Seigneurie in der Gegend der Limmat vorzustellen, da Rott den Ausdruck Seigneurie auf Venedig, Genua und Genf anwendet und an der Limmat zwei politische Brennpunkte, Zürich und Baden, lagen? Wer das Buch durchliest, wird schliesslich alle Rätsel lösen; hier aber handelt es sich um ein Nachschlagewerk.

Trotz der Einwände, die wir zu erheben haben, ist das Buch reich an wertvollen Ergebnissen. Altes wird berichtet, Neues gewonnen. Wir erfahren genau, welchen Anteil die französische Diplomatie an der Lösung der Schweiz vom Reiche hatte; keine Einzelheit ist hier zu viel. Es ist nun auch klar, warum die Erneuerung des Bündnisses so verzögert wurde, warum die Hauptschuld auf Mazarin fällt, der von allen französischen Staatslenkern am geringsten von der schweizerischen Freundschaft dachte (sein böses Wort S. 212). Als Kaufmann nahm er die Leute, wo er sie am billigsten fand; als Träger eines Namens ohne Vergangenheit und Zukunft hatte er keinen Sinn für die Überlieferung. Erst in dem Masse, als Ludwig XIV. Einfluss auf die Politik gewann, nahm das Bündniswerben der Franzosen zu, da Ludwig ein starkes dynastisches Gefühl dafür hatte, was die Schweizer seinem Haus gewesen waren. Ferner wird bestätigt, mit welchem bedenklichen Mitteln der Widerstand der Reformierten gegen die Erneuerung gebrochen wurde. - Auch die viel angefochtene Person De La Barde wird richtig gestellt. Sie gewinnt trotz der Schonung nicht. Von den beiden Vorwürfen, die ihr gewöhnlich gemacht werden, Unterschlagung von Amtsgeldern und konfessionelle Hetzerei im Vilmerger-Kriege, lässt Rott den ersten nicht gelten (S. 743). Der zweite dagegen bleibt bestehen. De La Barde ist wirklich der guten französischen Gewohnheit untreu worden und hat gehetzt (siehe besonders S. 430, Note 2). Es ist zu bedauern, dass der bereits ernannte Nachfolger La Rochefoucauld nicht erschien, schon deshalb, weil wir dadurch um ein paar Berichte von Meisterhand gekommen sind. Zum Schlusse werden die Einzelheiten der viel berufenen Ehrengesandtschaft von 1663 endgültig festgestellt.

Aus grossem und kleinem ergibt sich, wie sehr sich das Verhältnis zwischen den beiden befreundeten Staaten zu Ungunsten der Schweiz verschoben hat. Die Schweizer können den allen verhassten De La Barde nicht wegbringen; der Basler Frisch dagegen, der die Reformierten in Paris vertritt, muss damit rechnen, jeden Tag über die Grenze geführt zu werden (S. 569). Für die Franzosen ist es selbstverständlich, in der Schweiz zu vermitteln; wenn aber die Schweizer während der Fronde das gleiche tun wollen, so gilt das bereits als impudence (S. 296). Mazarin betrachtet es als sein Recht, den Schweizern das Wort zu brechen, lässt aber keinen Augenblick die Möglichkeit zu, dass sie ihm Gegenrecht halten könnten. Das war einst anders.

Bern.

R. Feller.



**Jules Cougnard.** — La Caisse d'Épargne du Canton de Genève. 1816—1916. Genève, Imprimerie Albert Kundig, 1917, 189 pages, in-8.

En 1916, en pleine guerre, la Caisse d'Épargne de Genève fêtait le centième anniversaire de sa fondation. Elle avait chargé M. Jules Cougnard d'écrire à ce propos l'histoire du premier siècle de son existence. *La Caisse d'Épargne du Canton de Genève* a paru en 1917. C'est un élégant volume abondamment illustré et qui s'habille d'une charmante couverture tirée sur une planche provenant des anciennes indienneries des Fazy, aux Bergues. Ce caractère aimable et élégant est, aussi bien, celui que M. Jules Cougnard a voulu donner à toute son œuvre.

Il est certain qu'au XVIII<sup>e</sup> siècle déjà, une première tentative a été faite à Genève de constituer une espèce de Caisse d'Épargne. On a gardé le souvenir d'une *Caisse d'escompte, d'épargne et de dépôts* fondée probablement en 1789 et qui a existé quelque temps encore pendant la période française. Cette institution est fort mal connue. Il est regrettable qu'on n'ait pas cherché à jeter quelque lumière sur cette première réalisation genevoise de l'idée. Il est probable que l'existence de cette caisse, au cours de la crise qui a marqué l'époque révolutionnaire genevoise, a été très difficile. L'examen des bilans de l'État nous montre en effet que le trésor public a fait d'importantes avances à la Caisse d'escompte, d'épargne et de dépôts. Ces avances étaient de 500.000 florins en 1795; elles montèrent à 1.000.000 de florins en 1797. La Caisse devait elle-même avoir fort à faire à soutenir la Fabrique genevoise qui était à cette époque dans une situation désespérée. La Caisse d'escompte disparut au temps de l'occupation française, sans laisser de trace.

Ce n'est qu'à l'époque de la Restauration que l'idée de créer une institution destinée à favoriser l'épargne se fit jour de nouveau à Genève. Plusieurs villes suisses étaient déjà entrées dans la voie des réalisations. Alphonse de Candolle, dans un article de la *Bibliothèque Universelle de Genève*, de septembre 1836 (*Recherches sur l'origine de l'institution des Caisses d'Épargne*) cite quelques localités de la Confédération qui ont précédé Genève: Berne, en 1787; Bâle, en 1792; Zurich, en 1805; Aarau, en 1811; Neuchâtel, en 1812; Vevey, en 1815.

Le 10 décembre 1814, Jean-Augustin-Pyramus de Candolle-Boissier propose au Conseil Représentatif de Genève la création d'une Caisse d'Épargne, destinée aux artisans et ouvriers de la ville et aux domestiques de la ville ou de la campagne. L'idée ainsi lancée fait son chemin. Elle est reprise en 1816 par Richard Tronchin. Une commission est nommée, qui rapporte par la bouche du conseiller d'Ivernois. Le Conseil d'État accepte par un arrêté du 5 août 1816 la fondation de la Caisse d'Épargne, dont la création est facilitée par le versement d'un fonds de garantie de 60.000 florins par ce généreux philanthrope qui s'appelle Richard Tronchin.

La Caisse d'Épargne commença son activité dans une salle de l'Hôtel de ville; une modeste caisse de bois bardée de fer lui servait au début d'unique coffre-fort! Les membres du Conseil d'administration



fonctionnaient eux-mêmes à tour de rôle pour recevoir les fonds des déposants. A la fin du premier exercice (décembre 1817), il y avait déjà 493 déposants ayant versé 207.271 florins. Tels sont les modestes débuts de cette caisse dont M. Cougnard nous conte tout au long le rapide développement. En 1830, il y a 5543 déposants et 1.742.472 francs de dépôts; les chiffres passent respectivement à 9922 et 4.057.667 en 1846. Les événements politiques de 1846 n'ont en rien affecté la bonne marche de la Caisse d'Épargne (elle possède à ce moment un immeuble à la Corraterie où elle loge ses bureaux). En revanche, l'année 1847, et surtout l'année agitée de 1848 marquent une crise assez grave pour la Caisse genevoise, tandis que la guerre de 1870—1871 ne trouble pas sa bonne marche. En 1879, on construit un nouvel édifice à la Rue Petitot; en 1913 enfin la Caisse d'Épargne entre dans son bel hôtel actuel, à la Corraterie. En 1914, son avoir montait à 82.174.982 francs appartenant à 99.025 déposants. M. Cougnard donne d'ailleurs, en annexe, année par année, de 1817 à 1916, un tableau synoptique des versements, intérêts, remboursements, nombre des déposants et chiffres de leur avoir moyen (cet avoir moyen par déposant qui était de 197 francs en 1817 a passé à 834 francs en 1916). Ce tableau synoptique pourra rendre de précieux services.

M. Cougnard nous montre aussi le rôle important joué par la Caisse d'Épargne dans le développement de Genève au XIX<sup>e</sup> siècle. On la voit s'intéresser à quantité d'œuvres d'intérêt général: transformation de vieux quartiers, participation à des bonnes œuvres, construction de maisons ouvrières, etc. C'est un peu l'histoire économique de la Genève contemporaine que cette histoire de la Caisse d'Épargne.

Cependant, M. Jules Cougnard n'a pas voulu faire œuvre d'historien, d'érudit. En même temps qu'un habile financier, M. Cougnard est aussi un poète: il a désiré faire un livre alerte, aimable, accessible à tous. On peut toutefois regretter que dans la foule des renseignements fort intéressants qu'il donne, l'auteur n'ait pas cherché à faciliter les recherches de ses lecteurs. On aurait aimé trouver les références précises, les sources exactes de tant d'indications précieuses. Les économistes et les historiens qui auront à étudier la Genève du XIX<sup>e</sup> siècle et qui feront souvent appel à l'œuvre de M. Cougnard regretteront plus d'une fois de ne pouvoir remonter rapidement et sans perte de temps à la source de telle ou telle indication fournie par cette brillante histoire de l'épargne genevoise.

Genève.

Antony Babel.

**Alfred Chappuis.** Histoire de la Pendulerie Neuchâteloise (Horlogerie de gros et de moyen volume). Avec la collaboration de Léon Montandon, Marius Fallet, Alfred Buhler, Albert Berner, Arnold Cavin, Paul Ditisheim, Albert Favarger, Henri Rosat et Ernest Sandoz. Préface de Paul Robert. Paris et Neuchâtel, Attinger frères, éditeurs [1917]. XII 489 pages, gr. in-8.

L'histoire de l'horlogerie neuchâteloise suscite de nombreuses études. Après le *Laurent Mégevand et l'émigration de l'horlogerie neuchâteloise*

à *Besançon en 1793*, de C. Perregaux, après *Les Jaquet-Droz et Leschot* de C. Perregaux et F.-L. Perrot, en attendant l'histoire complète de l'horlogerie neuchâteloise que nous promet M. Marius Fallet, M. Alfred Chappuis, aidé de nombreux collaborateurs, tant historiens que techniciens, vient de nous donner une volumineuse étude sur *La Pendulerie Neuchâteloise*. Ce livre, édité par Attinger, est d'une remarquable richesse au point de vue de l'illustration. Des reproductions dans le texte, des planches hors texte, dont plusieurs en couleurs, donnent de nombreux types de pendules des diverses époques, de même que les portraits des principaux penduliers neuchâtelois.

A Genève, la naissance de l'horlogerie a été la conséquence de l'arrivée des réfugiés pour cause de religion. La population de la ville augmentait rapidement: l'horlogerie, apportée par quelques réfugiés, prospéra très vite parce qu'elle offrait aux artisans un travail rémunérateur en mettant en œuvre des matières premières légères, faciles à importer dans une contrée dépourvue de mines.

Dans les montagnes neuchâteloises, l'origine de l'horlogerie est due à d'autres facteurs. M. Chappuis insiste sur l'influence genevoise en ce qui concerne la ville de Neuchâtel, mais surtout sur les influences bourguignonnes et franc-comtoises dans les montagnes. Pourtant, il est un facteur, naturel celui-là, dont on semble méconnaître, à notre avis, l'importance. L'altitude, la rudesse du climat, imposent aux «Montagnons» de longs loisirs forcés. Il faut trouver, pour occuper ces périodes de chômage, un travail complémentaire à celui de la terre. L'horlogerie répond à cette nécessité. Il serait intéressant de noter comment, peu à peu, l'industrie horlogère, d'accessoire qu'elle était au début pour les montagnards, restés avant tout agriculteurs, est devenue, peu à peu, leur activité principale et finalement leur occupation unique, la plupart ayant abandonné complètement la culture du sol. Cet abandon de la terre a dû être une conséquence de l'évolution de l'industrie qui, d'abord domestique, s'est petit à petit concentrée dans de grands ateliers.

M. Chappuis et ses collaborateurs, après avoir exposé ce que Neuchâtel doit à la Bourgogne et à la Franche-Comté, fournissent quelques indications sur les horloges de clochers. Sur les origines de la pendulerie et de l'horlogerie neuchâteloises, les auteurs établissent des données nouvelles. Ils détruisent la vieille légende de Daniel Jean Richard qui, ayant eu en mains une montre, se serait amusé à l'imiter, provoquant ainsi la naissance de cette industrie qui devait faire la gloire de son pays. M. Chappuis montre que bien avant Daniel Jean Richard la ville de Neuchâtel et les Montagnes avaient eu déjà plusieurs horlogers. Voilà ce pauvre Daniel Jean Richard jeté au bas de son piédestal, tout comme ce Charles Cusin à qui l'on attribuait la gloire d'avoir introduit l'horlogerie à Genève et qui se trouve avoir été devancé par de nombreux précurseurs.

Alors que la pendulerie — qui avait rapidement fait des progrès à Neuchâtel ville — y tombe assez vite en décadence, elle se développe au contraire magnifiquement dans les Montagnes, pour atteindre sa plus grande prospérité entre 1720 et 1790. M. Chappuis pense que ce déclin de la fabrication des pendules dans la ville est dû à l'existence de la

*Corporation des trois métiers* ou *Compagnie des Favres, Maçons et Chappuis* à laquelle les horlogers étaient affiliés, alors que la profession restait non jurée, ouverte à tous, dans les Montagnes. Il se peut. Mais M. Chappuis porte à ce propos sur l'horlogerie genevoise un jugement qui demande à être révisé. Il pense que les règlements corporatifs (il cite celui de 1795) faisaient qu'à Genève l'horlogerie ne pouvait pas se propager et «resta pendant longtemps l'apanage d'un groupe restreint d'artisans». Or l'horlogerie genevoise était si peu restée e privilège de quelques-uns, que la Fabrique faisait vivre, dans la seconde moitié du XVIII<sup>e</sup> siècle, peut-être la moitié des habitants de la ville. Les Règlements coopératifs avaient gêné longtemps seulement ceux qui n'étaient pas bourgeois et citoyens de Genève, mais le Règlement de 1785 déjà admettait à la maîtrise, à côté des Citoyens, Bourgeois et Natifs, même les simples Habitants et Domiciliés, c'est-à-dire les étrangers qui étaient venus se fixer dans la ville (Ordonnance du 13 avril 1785, articles XVII XVIII, XX, XXI).

Dans la seconde moitié du XVIII<sup>e</sup> siècle, la pendulerie neuchâteloise est célèbre en Suisse et à l'étranger. Elle forme une activité distincte de la fabrication de la montre. La Chaux-de-Fonds en est le centre. L'incendie du grand village, en 1794, la crise révolutionnaire, si néfaste aux industries de luxe, portèrent un coup fatal à la pendulerie. Dans la première moitié du XIX<sup>e</sup> siècle, elle traîna une existence languissante alors que l'horlogerie de petit volume (fabrication de la montre) prenait un prodigieux essor. Vers 1850, la pendulerie des Montagnes est morte. Les auteurs nous montrent (chapitre XVIII) les efforts accomplis à notre époque pour faire revivre cette industrie nationale.

M. Chappuis donne aussi quelques indications fort intéressantes sur les apprentis et les maîtres, mais surtout sur *le milieu, les caractères et les mœurs* (chap. VI). On est frappé de voir les points de contact de ces «Montagnons» et des horlogers genevois: même génie mécanique, même passion pour la lecture et l'instruction en général, même amour des distractions et même goût pour la vie de société et pour la constitution de cercles; les exercices militaires et de tir sont à peu près semblables dans le pays de Neuchâtel et à Genève. On retrouve aussi défauts identiques: ainsi le luxe dans l'habillement et l'humeur querelleuse!

Concernant la fabrication et la décoration des boîtes (on disait les *cabinets*) des pendules, M. Chappuis donne les renseignements les plus complets, appuyés par des quantités d'illustrations fort bien venues: pendules Louis XIII et Louis XIV, délicieux cabinets Louis XV et Louis XVI avec leurs vernis Martin, leurs petites fleurs ou leurs ornements de bronze, pièces Directoire et Empire, plus rigides, plus austères, sont reproduits en grand nombre.

Après quelques chapitres qui sont uniquement d'ordre technique, *La Pendulerie Neuchâteloise* se termine par des *Notes biographiques* sur les penduliers neuchâtelois dont le nom nous est parvenu, notes qui pourront rendre de réels services aux collectionneurs.

En somme, l'œuvre que M. Alfred Chappuis et ses collaborateurs offrent au public est une véritable encyclopédie où se trouvent côte à côte des chapitres d'histoire et des chapitres purement techniques.

Elle s'adresse au fond, à des spécialistes différents et constitue un tout manquant un peu d'unité. Il y a là matière à deux copieux ouvrages, l'un historique, l'autre technique, tous les deux d'ailleurs fort utiles.

Telle qu'elle est, *La Pendulerie Neuchâteloise* n'en constitue pas moins une monographie extrêmement importante au point de vue de l'histoire économique de la Suisse. Sa publication a été saluée avec plaisir par les historiens, aussi bien que par les collectionneurs. Un antiquaire nous disait l'autre jour que jamais la demande de pendules neuchâteloises n'avait été si grande que depuis l'apparition de ce volume: ce qui a provoqué, cela va de soi, une grande augmentation des prix. La chasse aux pendules neuchâteloises est ouverte!

Genève.

Antony Babel.

**Beiträge zur vaterländischen Geschichte.** Herausgegeben vom *Historisch-antiquarischen Verein des Kantons Schaffhausen*. 9. Heft. Mit einer Abbildung. 166 S. Preis Fr. 5. Zu beziehen bei Prof. Dr. R. Lang in Schaffhausen, Frauengasse 17.

Der Historisch-antiquarische Verein des Kantons Schaffhausen, der in den letzten Jahren seine Hauptarbeit auf die neuen Ausgrabungen von Thayngen richtete, tritt wieder einmal mit einem neuen Heft «Beiträge zur vaterländischen Geschichte» vor die Öffentlichkeit. Der Inhalt des neuen, neunten Heftes ist interessant und mannigfaltig; die Literatur zur Schaffhausergeschichte wird um eine Reihe wertvoller Beiträge bereichert.

Die Publikation wird eröffnet durch eine Arbeit von Pfarrer J. Wipf über *Sebastian Hofmeister*, den Reformator Schaffhausens. Schon bis anhin fehlte es nicht an mannigfachen Arbeiten über Hofmeister; es sei nur an die erste Biographie aus der Feder des Schaffhauser Historikers Melchior Kirchhofer erinnert. Die gesamte Hofmeister- und Reformationsliteratur hat der Religionslehrer an der Schaffhauser Kantonsschule, Pfarrer J. Wipf, kritisch benützt, durch eigene Forschungen die früheren Arbeiten ergänzend und vertiefend; so kam eine neue Hofmeister-Biographie zustande, die nach Form und Inhalt eine gleich erfreuliche Leistung ist und sicher das lebhafteste Interesse der Geschichtsfreunde verdient. Ein dunkler Schatten liegt über dem Geschick des Schaffhauser Reformators: Hofmeister starb in der Verbannung, fern von seiner Vaterstadt Schaffhausen.

Der zweite Beitrag des Heftes stammt von Stadtrat Robert Harder und befasst sich mit der *Wiedererlangung der Reichsfreiheit der Stadt Schaffhausen im Jahre 1415*. Schaffhausen, das im Jahre 1330 seine Reichsfreiheit verloren hatte und eine österreichische Stadt geworden war, erlangte zur Zeit des Konstanzer Konzils von König Sigismund seine Reichsfreiheit wieder. Ueberzeugend widerlegt nun R. Harder die noch in der Zentener-Festschrift von 1901 vertretene, unrichtige Ansicht, dass Schaffhausen die Reichsfreiheit zurückkaufen musste durch Erlegung der ungeheuren Summe von 30,000 Dukaten an Kaiser Sigismund. An Hand der Stadtrechnungen und anderer Quellen kann der Verfasser nachweisen, dass «die Behauptung von der Erlegung einer Summe von 30,000 Du-



katen durch die Stadt Schaffhausen für die Wiedererlangung der Reichs=unmittelbarkeit einer kritischen Betrachtung nicht standhält». L. von Waldkirchs «Merkwürdige Begebenheiten» (1741) enthielten zum ersten=mal diese falsche Ansicht. Schaffhausen musste für die Wiedererlangung seiner Reichsfreiheit 6000 Gulden zahlen — auch das war für die damalige Finanzlage Schaffhausens eine ansehnliche Summe. Aber diese Summe war wohl angewendet: die Wiedererlangung der Reichsfreiheit ermög=lichte der Stadt Schaffhausen, mit den acht alten Orten in freundschaft=liche Beziehungen zu treten und dadurch die Grundlage zu schaffen für das Bündnis von 1454 und die Aufnahme in den Bund der Eidgenossen im Jahre 1501.

Staatsarchivar Dr. H. Werner schildert einen interessanten «*Prozess über die Wiederaufrichtung der Abtei Allerheiligen in Schaffhausen nach der Reformation (1551–1555)*». Der eingebildete, zum Trölen geborene Propst und Doktor der Rechte Heinrich von Jestetten bemühte sich in den genannten Jahren mit erstaunlicher Zähigkeit, das säkularisierte Kloster Allerheiligen in Schaffhausen, dessen Abt er werden wollte, wieder herzustellen. Der Versuch misslang; der Pfründenjäger kam nicht an das ersehnte Ziel.

Friedolf Hanselmann bringt an vierter Stelle eine Geschichte des «*Post= und Ordinariwesen in Schaffhausen bis 1848*». Da wir noch nicht gar viele Beiträge zur Geschichte des Postwesens in unserem Lande haben, muss jede neue Arbeit auf diesem Gebiete warm begrüsst werden. Die sehr fleissige Arbeit Fried. Hanselmans enthält manche Angabe, die auch ausserhalb Schaffhausens interessieren dürfte. Das gleiche dürfte auch zutreffen bei der kurzen Studie, die Dr. W. Wettstein unter der Aufschrift «*Eine interessante Schaffhauser Wahl*» der Wahl von Bundesrat Stefano Franscini zum Schaffhauser Nationalrat im Jahre 1854 widmet. Dieser Beitrag lässt den Leser mannigfache Einblicke tun in die partei=politischen Gegensätze und Strömungen in dem jungen eidgenössischen Bundesstaate.

Am Schlusse der Publikation, um die sich Dr. Robert Lang mit grosser Sachkunde bemüht hat, befindet sich die von Dr. W. Utzinger sorgfältig abgefasste Chronik über die Tätigkeit des Historisch=antiqua=rischen Vereins Schaffhausen in dem Zeitraum von 1906–1917.

Schaffhausen.

Walter Wettstein.

**Gustav Strickler**, Sekundarlehrer in Grüningen: Chronik der Familie Hom=berger in Wermatswil (als Manuskript für die Familie gedruckt bei Orell Füssli & Cie., Zürich 1917).

In dem oben genannten Buch legt der Verfasser, nach früheren ähnlichen Arbeiten, eine weitere im Auftrage von drei Trägern des Namens Homberger verfasste Familiengeschichte vor.

Ein erster Abschnitt behandelt den Namen Homberger und gibt, unter Heranziehung anderer gleichbenannter Örtlichkeiten, die selbstver=ständliche Ableitung von der Form «Hohenberg». Das erstmalige Auf=treten des Namens «Honburg» in der Gegend, für die nachher der



Ausgangspunkt der Familie nachgewiesen wird, ist im Zinsurbar von Kloster Einsiedeln vom Jahre 1331 gegeben, in dem für Itzikon bei Grüningen «Chuonrat von Honburg» als zinspflichtig erwähnt ist, und es ist damit mehr, als blosser Vermutung, nahegelegt, den Hof Homberg in der Itzikon ganz benachbarten Gemeinde Bubikon heranzuziehen. Ganz zutreffend wird darauf Verzicht geleistet, die Grafen von Homberg, die allerdings durch Vermählung des Grafen Ludwig mit der Gräfin Elisabeth von Rapperswil 1283 vom Aargau her mit der unweit liegenden Stadt am Zürichsee in Verbindung kamen, heranzuziehen, etwa in Erstellung illegitimer Abstammung. Vielmehr wird der Lehenhof Zungholz, Gemeinde Gossau, in geringer Entfernung von Itzikon, wo 1485 ein Rudi Homburger als zehntpflichtig für Kloster Rüti genannt ist und wo hernach durch Jahrhunderte, bis 1834, die Homberger angesiedelt waren, als der Platz dargelegt, der mit dem Namen verbunden ist. Dokumente verschiedener Zeiten, besonders ein grosser Bestätigungsbrief von 1626, ferner Auszüge aus Bevölkerungsverzeichnissen, die Nennung von Hombergern in Kriegsrollen von 1513 und 1515 sind Zeugnisse hierfür. Dann aber folgt die Beweisführung für die Ausbreitung des Namens in weitere Gegenden, und hier tritt nun die Festsetzung eines Zweiges in Wermatswil bei Uster für den Verfasser in den Vordergrund, weil eben von den Hombergern in Wermatswil die Aufforderung für ihn ergangen ist.

So ist im grösseren zweiten Teil des Buches zuerst die Genealogie dieser Homberger vom 16. Jahrhundert an vorgeführt, und daran schliessen sich Biographien von sechs Trägern des Namens, die mehrfach bemerkenswerte Aktenstücke eingestellt aufweisen: Grossrat Hans Heinrich, gestorben 1819, ein Zeitgenosse der Ereignisse von 1798 an, sein Sohn Hans Jakob, gestorben 1848, Bezirksgerichtspräsident von Uster, der Enkel Heinrich, gestorben 1851 während der Bundesversammlung, Mitglied des Nationalrats, und dessen jüngerer Bruder, Bezirksratschreiber Johann Jakob, gestorben 1891, wie eingestreute Proben dazun, auch dichterisch tätig — Heinrichs Sohn Eugen, gestorben 1888, Fabrikant — dessen gleichnamiger Sohn, gestorben 1905 in der Kapkolonie, Arzt. Der Verfasser kann mit Recht neben der Bodenständigkeit der Familie hervorheben, dass gerade der von ihm speziell behandelte Zweig sich vom einfachen Bauernstande zu höheren Stufen emporhob.

Das Werk ist mit Wappentafeln, Schriftproben, Ansichten — z. B. von dem erwähnten Hof Zungholz —, aber besonders mit künstlerisch wohl gelungenen Porträts zum zweiten Teil reich ausgestaltet. Neben den Bildern der hier aufgeführten Persönlichkeiten verdienen noch die nach Miniaturgemälden reproduzierten Porträts des Ehepaars Homberger-Brunner, aus dem 18. Jahrhundert, besondere Erwähnung.

Zürich.

M. v. K.

## Revue des publications historiques de la Suisse romande. 1918 — 1<sup>er</sup> Semestre.

### Histoire générale.

M. l'abbé Besson a donné à la Société d'histoire de la Suisse romande la primeur de l'ouvrage qu'il prépare sur Romainmôtier. Sa communication, lue en juin 1917, vient d'être imprimée<sup>1)</sup>. Si l'abbatiale de Romainmôtier est bien conservée, il n'en est pas de même, nous apprend-elle, du monastère dont il ne reste que des vestiges révélés par les fouilles de ces dernières années. On peut néanmoins se le représenter identique aux autres prieurés clunisiens plus épargnés par le temps. M. Besson nous donne aussi un aperçu intéressant de la vie sévère que menaient les moines du XI<sup>e</sup> siècle, il énumère leurs diverses fonctions et, dans le plus grand détail, leurs occupations quotidiennes.

Parmi les thèses dont l'École des Chartes publie cette année les positions, il en est une de notre compatriote, M. André Bovet, de Neuchâtel.<sup>2)</sup> C'est une biographie de Philippe de Hochberg (1454—1503), fils de Rodolphe IV de Hochberg qu'avait adopté son oncle, le comte de Neuchâtel, Jean de Fribourg. En Philippe de Hochberg, comblé par la faveur de Charles VIII et de Louis XII, s'éteignit la seconde branche de cette famille dont la première avait péri un siècle auparavant. Le comté de Neuchâtel revint cependant au seul des enfants de Philippe qui lui survécût, à sa fille Jeanne, femme de Louis d'Orléans Longueville.

L'époque de l'histoire de Genève la plus étudiée et la mieux connue, celle de la Réforme, réserve encore aux historiens des documents nouveaux. M. Charles Martin a reconstitué, d'après plusieurs pièces restituées récemment aux Archives d'Etat, le conflit de la famille anglaise des Stafford avec Calvin<sup>3)</sup>. Il en complète le récit, grâce à des documents conservés à Bâle, où la veuve de William Stafford séjourna quelque temps avec ses fils, grâce aussi aux sources anglaises qu'il a pu mettre à contribution. Il donne *in extenso* le texte des pièces genevoises, et reproduit des passages des Registres du Conseil se rapportant à la même affaire. La publication, qui nous fait connaître ce curieux épisode de la vie de Calvin ajoute un chapitre intéressant à l'historiographie du réformateur.

On connaît les rapports de la Genève réformée des XVI<sup>e</sup> et XVII<sup>e</sup> siècles avec l'étranger, surtout par le refuge qu'elle offrit aux proscrits des autres nations. On ignore davantage la part directe qu'elle prit à la réformation de pays souvent bien éloignés d'elle. L'influence de Genève dans le mouvement protestant en Valais, c'est là ce que fait

<sup>1)</sup> M. Besson, *Romainmôtier au XI<sup>e</sup> siècle*, *Revue historique vaudoise*, 26<sup>me</sup> année, (1918) p. 6—18.

<sup>2)</sup> André Bovet, *Philippe de Hochberg, maréchal de Bourgogne, gouverneur et grand sénéchal de Provence; Positions des thèses de l'École des Chartes*, Paris, 1918, tirage à part. 4 pages.

<sup>3)</sup> Ch. Martin, *La famille Stafford à Genève, son conflit avec Calvin, 1556; Bulletin de la Société d'histoire*, t. IV, livraison 4, p. 202—216, (Genève 1918).

voir M. Baserga<sup>1)</sup>. Il a rassemblé et publié bon nombre de pièces peu connues, conservées dans les bibliothèques et les archives de Genève, Lucerne et Milan, et qui s'échelonnent de 1609 à 1620. Les rivalités politiques et religieuses fixèrent, à un moment donné, l'attention des plus grands pays d'Europe sur ces vallées qui conduisaient dans le Tyrol, les Grisons et, de là, dans le reste de la Suisse, de l'Autriche et en Allemagne. Genève nouait des relations étroites avec les ministres de cette région qui s'adressaient à elle pour obtenir les collaborateurs éclairés qu'il leur fallait. M. Baserga insiste particulièrement sur une entreprise qui réunit les efforts du roi d'Angleterre et d'autres princes protestants à ceux de Genève: celle de la fondation d'une école soi-disant littéraire et laïque à Sondrio, et qui devait en réalité devenir un centre de propagande protestante en Italie.

Si trop longtemps Cromwell a passé pour le type de la férocité hypocrite, on tend maintenant à nous le faire considérer comme un saint. M. Charles Goth nous révèle le côté le plus remarquable de cette grande figure, en faisant connaître surtout le rôle joué par Cromwell dans la politique mondiale et dans la cause du protestantisme européen.<sup>2)</sup> Dans cet opuscule sont bien mentionnées parfois les taches d'une carrière trop belliqueuse pour être véritablement chrétienne; mais ces défauts sont repoussés par l'auteur au second plan: l'exécution du roi Charles I<sup>er</sup>, par exemple, tient en deux lignes. Considérons donc cette étude comme une réhabilitation nécessaire, mais non comme un tout en soi, ayant une valeur absolue.

On peut se demander comment Voltaire, établi à Ferney, comprenait le pays qu'il avait sous les yeux, quel contact il eut avec ses voisins de Savoie, avec qui d'entre eux il fut plus particulièrement en relations. C'est ce que se propose d'étudier M. Letonnelier qui s'aide pour cela de la correspondance du philosophe et de quelques autres sources.<sup>3)</sup> Le premier de ces trois points, — celui qui intéresse le plus les Genevois — est traité dans la seule partie de son travail qui ait paru jusqu'à présent.

Par la collection des *Républiques suisses* qu'inaugure une brochure consacrée au Major Davel, M. Th. Aubert tente «un essai de vulgarisation historique»<sup>4)</sup>; son intention est tout à fait louable: il veut faire aimer du grand public nos héros nationaux, aux noms de qui l'on ne sait trop souvent rattacher que quelques idées confuses.

Sans nous attarder trop à examiner jusqu'à quel point se justifie ce titre de *Républiques suisses*, nous dirons néanmoins qu'il nous paraît prêter à équivoque. Car enfin, il n'a pas de raison d'être, si ce sont des biographies que veut nous donner M. Aubert; et si c'est un chapitre complet de l'histoire de ces républiques, il vaudrait mieux ne pas ajouter en sous-titre le nom de tel ou tel grand citoyen. Ici, cette désignation nous paraît d'autant plus malheureuse qu'au temps de Davel, le Pays de Vaud n'était point une république. Cette question de détail est malgré tout moins secondaire qu'on ne peut le croire. Le titre, certes, n'enlève au récit de M. Aubert rien de son intérêt ou de son utilité; mais celui-ci nous aurait paru plus accessible et plus profitable à la foule si l'exposé de la situation politique vaudoise au début du XVIII<sup>e</sup> siècle y était

<sup>1)</sup> Sac. Dott. Baserga, *Il movimento per la Riforma in Valtellina et le sue relazioni con Ginevra*, Società storica per la Provincia e antiqua Diocesi di Como, fasc. 83 et 85, (1914—1915) p. 99—128 et 7—36.

<sup>2)</sup> Ch. Goth, *Olivier Cromwell (1599—1658)*, préface de M. le Prof. Ch. Borgeaud Genève, 1918, 63 p. in-16.

<sup>3)</sup> G. Letonnelier, *Voltaire et la Savoie*, *Revue Savoisiennne*, 59<sup>me</sup> année (1918), 1<sup>er</sup> trimestre, p. 36—41.

<sup>4)</sup> Th. Aubert, *Républiques suisses, Le Major Davel*, Genève, Sonor 1918, VII — 63 p., in-8.

moins détaillé, mais plus clair, s'il était plus méthodique même, bien que M. Aubert semble prévenir ce reproche en se défendant de faire véritablement œuvre scientifique. C'est bien, cependant par un scrupule d'historien trop consciencieux qu'il a voulu pénétrer dans le fouillis des conflits ecclésiastiques ou politiques de l'époque. Ces problèmes sont trop ardues pour la grande majorité des lecteurs; c'est ici que nous regrettons une biographie plus large — plus anecdotique, peut-être — et surtout plus psychologique de Davel, personnage principal qui n'apparaît pas avec tout le relief désirable. Ce qui nuit le plus à l'impression que doit laisser un tel portrait dans des cerveaux peu accoutumés à l'érudition, c'est le nombre trop grand d'allusions à des faits inexpliqués par l'auteur et inconnus de la plupart des gens. Mais si la vulgarisation dans tous les domaines est difficile, elle est aussi nécessaire, et il faut remercier ceux qui y consacrent du temps et de la peine. Le public devra de la reconnaissance à celui qui met à sa portée les épisodes poignants d'une histoire aride dans plus d'une de ses parties, et qui le fait avec sincérité, avec conviction, et souvent avec une émotion réelle et qu'on sent vibrante.

La famille et le milieu du major Davel, sinon l'histoire de son entreprise, sont assez mal connus. Il y a là une lacune que M. Maxime Reymond se propose de combler<sup>1)</sup>: il nous offre en une notice généalogique des renseignements précieux, exposés malheureusement d'une façon trop confuse. Il constate que si le major Davel appartient à une famille de vigneron, il est toutefois fils, beau-frère et oncle de pasteurs, fait qui n'est point sans importance pour l'étude de son tempérament.

M. L. Mogeon donne à la *Revue historique vaudoise* de nouveaux détails sur les premiers jours d'indépendance du Pays de Vaud, sur l'assemblée provisoire et sa réglementation.<sup>2)</sup> Les documents inédits qui ont fourni la matière de ce travail lui ajoutent de la valeur.

La participation de la Principauté de Neuchâtel dans la conjuration Henzi, à Berne, en 1749, fait l'objet des recherches de M. C. Rosselet.<sup>3)</sup> Il étudie la correspondance échangée entre les conseillers neuchâtelois et LL. EE. de Berne, examine les intrigues du commissaire Samuel de Meuron auprès du roi de Prusse. Pièces en main, il assure que les accusations de complicité portées par le premier contre le procureur général d'Ivernois sont fausses; le gouvernement de la Principauté, constate-t-il en terminant, ne fut mêlé à l'affaire Henzi que par les négociations nécessaires à l'arrestation des conspirateurs bernois en fuite.

La première partie du Journal du conseiller François de Diesbach publié par M. Paul de Pury était signalée ici même l'an dernier<sup>4)</sup>; M. de Pury en donne aujourd'hui la suite. Les fragments qu'il livre à l'édition embrassent l'espace d'une année: d'octobre 1801 à octobre 1802.<sup>5)</sup>

Un manuscrit inédit et non signé de Sismondi a été découvert parmi les papiers de François d'Ivernois et publié par M. William Rappard.<sup>6)</sup> M. Rappard expose les

<sup>1)</sup> Max. Reymond, *La famille du major Davel*, *Revue historique vaudoise*, 26<sup>me</sup> année (1918), p. 33-46.

<sup>2)</sup> L. Mogeon, *Les procurations de l'Assemblée provisoire vaudoise*, *Revue historique vaudoise*, 26<sup>e</sup> année, (1918), p. 55-63.

<sup>3)</sup> C. Rosselet, *La conspiration Henzi et les Neuchâtelois*, *Musée Neuchâtelois*, nouvelle série, 5<sup>me</sup> année (1918), p. 52-63.

<sup>4)</sup> Cf. *Indicateur d'histoire suisse*, 48<sup>me</sup> année (1917), p. 142.

<sup>5)</sup> P. de Pury, *Les séjours du conseiller François de Diesbach à Cressier, extraits de son journal* (suite), *Musée Neuchâtelois*, nouvelle série, 5<sup>me</sup> année (1918), p. 64-72.

<sup>6)</sup> W. E. Rappard, *Sismondi et la neutralité helvétique*, *Indicateur d'histoire suisse* 49<sup>me</sup> année (1918), p. 27-44.

preuves certaines qui lui ont fait attribuer cet écrit à Sismondi; il le fait précéder d'une notice qui lui sert de contexte, en explique l'occasion, en fixe presque exactement la date (1814) et en désigne d'Ivernois pour le destinataire probable. Ce mémoire intitulé *Sur la neutralité des Alpes*, revêt aujourd'hui un intérêt d'actualité frappant. Sismondi insiste sur la nécessité primordiale pour l'existence de la Suisse du maintien de la neutralité. Il voudrait voir assurer celle-ci par l'entrée de la Savoie dans la Confédération au même titre que le canton de Neuchâtel; ce sont ces mêmes idées qu'il exprime dans trois lettres inédites, adressées au Professeur M. A. Pictet, et publiées par M. Rappard à la suite de ce curieux morceau.

Nous trouvons dans le petit mémoire de M. Oesch un nouvel exposé du conflit de 1838 provoqué entre la Confédération et le gouvernement de Louis Philippe par le séjour du prince Napoléon en Suisse.<sup>1)</sup> Ce que M. Oesch nous apporte de plus que ses prédécesseurs consiste en quelques résumés des débats dans les Grands Conseils cantonaux et quelques extraits de la presse. Sa tendance est d'opposer à la modération du Directoire et de la Diète, les exagérations et les excitations des libéraux; ceux-ci, selon lui, auraient plus cherché dans cette affaire la réalisation de leurs visées politiques que la sauvegarde du pays. C'est dire la partialité de ses conclusions, son examen incomplet de la situation diplomatique, le peu d'attention qu'il voue à la portée nationale de la proposition Rigaud - Monnard, et aux mesures militaires des cantons frontières, laissés à eux-mêmes devant un réel danger, par le Directoire de Lucerne.<sup>2)</sup>

Le Journal du lieutenant-colonel Courant ne méritait pas, à notre avis, une publication intégrale telle que la fait M. Wattelet<sup>3)</sup>; le colonel Courant, honnête homme, innocente victime des troubles de 1847 à Fribourg, entretient ses lecteurs principalement de ses nuits de prison incommodées par la vermine ou les ronflements de ses compagnons. Quant aux causes de son incarcération, il semble bien que — pareil à l'abbé de Tœpffer — il n'y comprenne rien.

### Histoire locale. Histoire ecclésiastique.

En tous les temps naissent et meurent des légendes. A défaut d'une authenticité véritable, on se plaît depuis Michelet à leur reconnaître une vérité psychologique intime; c'est là une consolation pour ceux qui déploieraient l'œuvre souvent destructrice de la critique. Ce serait pourtant mal comprendre l'amour du passé, que de vouloir préserver à tout prix ces récits des investigations qui peuvent porter atteinte à leur crédit. Au risque de passer «pour un mauvais patriote», M. A. Piaget porte un coup qui semble définitif à la tradition neuchâteloise du Crêt Vaillant.<sup>4)</sup> Au XVI<sup>e</sup> siècle les escarmouches entre Bourguignons et paysans des vallées neuchâteloises furent nombreuses et provoquées tantôt par un parti, tantôt par l'autre. Pourquoi l'une d'entre elles fut-elle reprise par l'imagination populaire et agrémentée de divers embellissements? C'est chose difficile à dire. M. Piaget y voit un exemple de mythe étymologique, et d'après les arguments qu'il fournit, cette opinion paraît en effet des plus vraisemblables. On

<sup>1)</sup> J. Oe[sch], *Der Konflikt mit Frankreich wegen Ludwig Napoleon Bonaparte*, St-Gall, 1918, 40 p. petit in-8.

<sup>2)</sup> P. 5, lire «Lieutenant Laity» au lieu de «Lairy». P. 19, lire «Rigaud» au lieu de «Rigaus».

<sup>3)</sup> Hans Wattelet, *Le journal du lieutenant-colonel Courant (1847)*, *Annales fribourgeoises*, 6<sup>me</sup> année, (1918), p. 14-28.

<sup>4)</sup> Arthur Piaget, *Notes sur la Crêt Vaillant*, *Musée neuchâtelois*, nouvelle série, 5<sup>me</sup> année (1918), p. 5-25.



ne voit apparaître l'histoire des femmes et du taureau du Crêt Vaillant que près de trois siècles après la date de ce prétendu événement. M. Piaget, reprenant un à un les documents, nous fait voir l'origine, le développement et le succès surprenant de ce récit d'invention relativement récente. Son étude est logique et précise par le fond, autant que claire et élégante par la forme, chose rare dans nos publications scientifiques romandes. C'est, sur un petit sujet, un beau spécimen de critique historique.

A propos d'une gouache de Steinlen, exécutée aux environs de 1804 et représentant la « Rochette » près de Neuchâtel, M. A. Du Pasquier retrace l'histoire de cette ancienne demeure.<sup>1)</sup> Construite vers 1711 par David François de Chambrier, lieutenant-colonel des milices neuchâteloises, elle passa ensuite à Jean Georges Bosset et plus tard au général comte Ch. Daniel de Meuron qui la répara et la fit décorer de peintures italiennes.

L'histoire de la musique est fort négligée chez nous; il faut savoir gré à ceux qui s'appliquent à la faire connaître. A défaut de documents inexistant, M. E. Röthlisberger nous donne ses souvenirs personnels sur la fondation et les débuts de la société de musique de chambre à Neuchâtel.<sup>2)</sup> Il sait se montrer en cela à la fois instructif, plaisant et plein de bonhomie.

Le titre d'« Evêque de Lausanne et Genève » a donné lieu à des malentendus. M. L. Ems, vicaire-général à Fribourg, s'applique à dissiper les malentendus en expliquant l'origine de cette dénomination<sup>3)</sup>; il insiste sur le « caractère purement honorifique du titre d'« Evêque de Genève » transféré du diocèse de Chambéry à celui de Lausanne.

### Archéologie.

Des fouilles pratiquées, en 1867 aux « Arpillières », propriété située sur la route de Chêne à Genève, avaient fait découvrir un tombeau contenant des ossements et des bijoux calcinés. M. B. Reber, entré en possession de ces restes, remarque qu'on a jusqu'à présent fait remonter tous les tombeaux à incinération à l'époque de Hallstatt<sup>4)</sup>; ce tombeau est cependant, sans contredit de celle de la Tène, comme l'affirme aussi M. D. Viollier, vice-directeur du Musée national à Zurich. M. Reber ajoute à son article une description de quelques objets de l'époque de La Tène trouvés dans notre contrée.

L'association « *Pro Vindonissa* » possède aujourd'hui à Brugg un beau musée d'antiquités, et certes, ce qui lui manquait jusqu'à ce jour, ce n'était pas la matière à exposer, mais la faculté de la mettre en valeur. Une notice de M. Fr. Reichlen donne au public romand une idée du labeur de cette association et du succès qui l'a couronné.<sup>5)</sup>

Le chanoine Bourban poursuit l'exposé du résultat des fouilles de Saint-Maurice; le début de son travail était signalé ici-même l'an dernier.<sup>6)</sup> Il traite cette fois des matériaux employés pour la construction de l'abbaye de Saint-Maurice et de la basilique

<sup>1)</sup> A. Du Pasquier, *La Rochette à Neuchâtel, Musée neuchâtelois*, nouvelle série, 5<sup>me</sup> année (1918), p. 41-47.

<sup>2)</sup> Ed. Röthlisberger, *Contribution à l'histoire de la musique à Neuchâtel. La Société de musique de chambre pendant les premiers trente ans de son activité, Musée neuchâtelois*, nouvelle série, 5<sup>me</sup> année (1918), p. 24-40.

<sup>3)</sup> L. Ems, *A propos du titre « Evêque de Lausanne et de Genève », Annales fribourgeoises*, 6<sup>me</sup> année (1918), N<sup>o</sup> I, p. 11-13.

<sup>4)</sup> B. Reber, *Tombeaux de l'époque de La Tène trouvés près de Genève, Indicateur d'antiquités suisses*, t. XIX (1917, paru en 1918), p. 225-229.

<sup>5)</sup> Fr. Reichlen, *Le nouveau musée des antiquités romaines de Brugg, Revue historique vaudoise*, 26<sup>e</sup> année (1918), p. 46 à 52.

<sup>6)</sup> P. Bourban, *Les fouilles de St-Maurice, Indicateur d'antiquités suisses*, t. XIX, p. 252-263.

de Saint-Théodore; des trois carrières qui les fournirent: celles de La Lance à Concise, celles de la Molière dans la Broye et celles du Valais. Son article est accompagné de belles planches photographiques qui en facilitent l'intelligence.

Le cénotaphe des comtes de Neuchâtel dans la collégiale de cette ville est l'un des monuments les plus intéressants de la Suisse aux points de vue de l'archéologie, de l'histoire de l'art et de l'héraldique. Bien que de nombreux travaux aient été publiés à son sujet, il restait encore bien des choses à dire, et d'ailleurs l'identification de quelques-uns des personnages qui y sont figurés, ne sera peut-être jamais exactement fixée. M. Grellet étudie cette question avec soin et compétence en un article accompagné d'une série de photographies remarquables.<sup>1)</sup>

### Numismatique. Héraldique.

M. Frédéric Baur-Borel fait un examen approfondi de trois précieuses pièces de monnaie neuchâteloise<sup>2)</sup>: le denier de Louis I<sup>er</sup>, comte de Neuchâtel (1341—1473); le demi-Kreutzer d'Henri I<sup>er</sup>, comte de Longueville, frappé, selon Du Bois — de Montperreux entre 1589 et 1591; et le demi-Kreutzer d'Anne Geneviève de Bourbon, qui de 1663 à 1679 fut deux fois régente du comté de Neuchâtel.

Un compte du monnayeur Wittnauer pour la seigneurie a été retrouvé dernièrement aux archives de Neuchâtel. D'après cet intéressant document, M. Eugène Demole fixe l'usage du mot *jet* comme équivalent du mot *querne* à Lausanne: c'est-à-dire désignant une réunion de quatre pièces, probablement frappées ensemble par la machine à coins multiples.<sup>3)</sup> Wittnauer ne se servit de cet instrument qu'au début de sa carrière; il conserva toutefois le terme de *jet* dans cette acception qui paraît lui être particulière. C'est le mot qu'il emploie à propos de sa série de mille pièces que le comte Charles Paris d'Orléans Longueville fit jeter au peuple à l'occasion de son avènement à la principauté de Neuchâtel, le 3 mars 1668.

Les armes de Genève ont de tout temps donné aux héraldistes et aux dessinateurs des sujets d'hésitation. Quels doivent être la forme, la position, l'émail de la couronne de l'aigle? l'émail de son bec et de sa serre? la poignée de la clef doit-elle être entièrement visible? Ces questions n'avaient pas, jusqu'à ce jour, reçu de réponse et chacun reproduisait à sa fantaisie nos vieilles armes qui se trouvèrent parfois étrangement déformées. Grâce à l'initiative de M. Th. Bret, chancelier d'Etat, une commission spéciale reçut du Conseil d'Etat la charge d'en élaborer une définition.<sup>4)</sup> M. Eugène Demole est l'auteur du rapport approfondi et minutieux qui a servi de base à la discussion, et c'est d'après ses données que M. Emile Demole a exécuté un modèle *ne varietur* des armoiries de Genève. En outre, M. Eug. Demole a bien voulu formuler pour les profanes des conseils et des règles pour la reproduction de cet exemplaire.<sup>5)</sup>

MM. Th. Dubois et Théod. Cornaz nous donnent la dix-septième année du *Calendrier héraldique vaudois*.<sup>6)</sup> Plusieurs des planches dessinées par M. Cornaz sont

<sup>1)</sup> J. Grellet, *Le cénotaphe des comtes de Neuchâtel*, *Archives héraldiques suisses*, 31<sup>e</sup> année (1917), N<sup>o</sup> 3—4 (paru en 1918).

<sup>2)</sup> F. Baur-Borel, *Sur trois pièces de monnaie neuchâteloise (avec clichés)*; *Musée neuchâtelois*, nouvelle série, V<sup>e</sup> année (1918), N<sup>o</sup> 2, p. 73—75.

<sup>3)</sup> W. Wavre et Eug. Demole, *Un problème difficile, fragment de l'histoire monétaire de Neuchâtel*; tirage à part de la *Revue suisse de Numismatique*, Genève 1918, 13 p. in-8.

<sup>4)</sup> *Les Armes officielles de la République et Canton de Genève*, procès-verbaux de la Commission, Genève, 1918, 14 p. in-8.

<sup>5)</sup> Eug. Demole, *Observations sur les Armes et les couleurs de la République et Canton de Genève*. Genève, 1918. 8 p. in-8.

<sup>6)</sup> Th. Dubois et Théod. Cornaz, *Calendrier héraldique vaudois*, 1918.

remarquables de style et d'une sobriété bien latine dans la manière de traiter les accessoires: heaumes, lambrequins, etc. Nous serions seulement tenté de regretter, au point de vue, graphique cet emploi alternatif de caractères gothiques et romans qui ôte à la publication une apparence nécessaire d'unité. Les seconds à eux seuls présentent une variété suffisante de types et sont aussi décoratifs que les premiers.

Le cardinal Mermillod, évêque de Lausanne et Genève, a laissé aux collectionneurs quelques ex-libris. C'est de cela que nous entretient M. F. Raisin<sup>1)</sup>, qui a eu en outre l'occasion d'en découvrir une falsification assez curieuse. Les armes figurées sur ces ex-libris et fer de reliure présentent une variante que sa notice n'a pas relevée: les colombes y sont dirigées tantôt vers le chef, tantôt vers les flancs de l'écu. Nous suivrons avec prudence, M. Raisin dans la partie historique de son travail: une courte biographie du cardinal Mermillod, victime sans doute de l'intolérance d'alors, mais que l'auteur met quelque passion à défendre.

### Généalogie.

La famille Micheli de Genève possède le droit de bourgeoisie grisonne, ainsi que l'assure M. le Dr F. Pieth.<sup>2)</sup> Ce droit accordé dès le XVI<sup>me</sup> siècle à François de Micheli, fut confirmé en 1831 à la demande d'Horace Louis François Jules, de Jean Louis et de Pierre Horace Hermann Micheli.

M. Deonna, continuant sa publication des armoiries et lettres de noblesse genevoises, arrive aux XVII<sup>me</sup> et XVIII<sup>me</sup> siècles.<sup>3)</sup> Il nous donne celles des de Choudens, des Le Fort, des Spanheim, des Maurice, des Jaquet, ainsi que l'histoire étrange de ce Jean Noblet qui fit ériger en comté, par le Petit-Conseil, trois îles du Pacifique qu'il prétendait avoir découvertes.

Une monographie sur l'ascendance d'Albert Gallatin et de sa femme a paru à New-York.<sup>4)</sup> M. Deonna, qui l'a signalée avant nous<sup>5)</sup>, y a relevé déjà maintes erreurs de détails et fautes d'impression dans les noms propres. Il en est d'autres encore et les filiations elles-mêmes, justes en général, contiennent cependant aussi quelques inexactitudes.

Signalons la «liste des familles bourgeoises de Bulle dont les armoiries sont reproduites dans l'inventaire des titres des archives dressé par M. Jean-Joseph Comba, notaire, en 1818» et que publient les *Annales fribourgeoises*.<sup>6)</sup>

Une généalogie de quelques branches de la famille Vuilleumier de la Sagne vient de paraître.<sup>7)</sup> Les premiers Vuilleumier appartenaient à la classe des «francs-habergeants»; aux XVII<sup>me</sup> et XVIII<sup>me</sup> siècles il y eut parmi eux des notaires, des pasteurs, des officiers au service de France etc.

Hélène Revilliod.

<sup>1)</sup> F. Raisin, *Ex-libris, Fer de reliure et Armes de S. G. Mgr. le Cardinal Gaspard Mermillod, Evêque de Lausanne et Genève*, extrait de la *Revue internationale de l'ex-libris*. Paris, 1918, brochure 12 p., gr. in-8.

<sup>2)</sup> Dr. Friedrich Pieth, *Das bündnerische Bürgerrecht der Familie Micheli in Genf, Bündnerisches Monatsblatt*, 1918, n<sup>o</sup> 2, p. 60-61.

<sup>3)</sup> Henry Deonna, *Lettres de noblesse et armoiries de familles genevoises (suite)*, *Archives héraldiques suisses*, 1917, n<sup>o</sup> 3-4, paru en 1918, p. 131-141.

<sup>4)</sup> William Bacon, *Ancestry of Albert Gallatin and Hannah Nicholson with a list of their descendants*, New-York, 1918, 1 vol. in-8, p. 5-22.

<sup>5)</sup> Cf. *Archives héraldiques suisses*, 1917, p. 159.

<sup>6)</sup> *Annales fribourgeoises*, VI<sup>me</sup> année (1918), p. 47-48.

<sup>7)</sup> Auguste Vuilleumier, *Généalogie de quelques branches de la famille Vuilleumier de La Sagne (Neuchâtel) et Tramelan-dessus (Berne)*. — *Arbre généalogique de la famille Vuilleumier de la Sagne, Tramelan-dessus et Bâle, arrêté en 1914*. Bâle, 1918, deux brochures, in-4, 8 p. et 6 [+ 2] p.

## Nécrologie.

Charles Robert.

1872—1918.

Lorsque meurt un homme, le moindre devoir que les survivants aient à lui rendre est d'engranger pieusement la gerbe par lui moissonnée; mais lorsque cet homme est un ami, on tremble d'être maladroit et de gâcher l'ouvrage. Puissions-nous ne perdre que peu d'épis. Charles Robert ne laissera point d'œuvre immortalisant son nom; et c'est une injustice, car c'était un grand savant, si l'on entend par là un homme de jugement clair, de conscience et de méthode. Sa carrière est vite résumée.

Né à Fleurier en 1872, il fit ses études à Paris. Licencié en lettres et en droit il fut élève de l'école des Chartes, de 1896 à 1899. Admis à la présentation de la thèse, il revint à Neuchâtel avec l'intention probable de la préparer. Mais, nommé professeur d'histoire à l'Académie de Neuchâtel l'année même où il quittait Paris, il n'eut plus le loisir d'obtenir son diplôme. En 1901 il devenait directeur de la Bibliothèque de Neuchâtel et rendit en cette qualité d'excellents services. Il rédigea et publia le supplément du catalogue de la Bibliothèque et prit une grande part à la préparation de celui des incunables conservés en Suisse. Il donna ses soins au classement des papiers Rousseau que possède Neuchâtel et ce ne fut pas là le moindre de ses mérites. Secrétaire de l'Association suisse des Bibliothécaires, membre du Conseil de la Société générale suisse d'histoire, il fut aussi l'un des collaborateurs, et, de 1907 à 1912, le rédacteur du *Musée Neuchâtelois*.

Ce n'est pas par la quantité de ses écrits que Charles Robert pourra passer pour un savant de premier ordre. Il l'était cependant: Ses bulletins bibliographiques en seraient la preuve suffisante, si eux seuls en devaient témoigner. Qu'on lise la critique impitoyable qu'il fit en 1901 de l'*Histoire de la Suisse racontée au peuple* par A. Gobat, magistrat intègre mais déplorable vulgarisateur. Sa voix protesta contre les éloges immérités décernés à un ouvrage aussi erroné que mal écrit. La causticité très neuchâteloise de Robert trouvait des ressources subtiles quand elle était au service de la science. Le dilettantisme lui était odieux et il l'attaquait avec un courage et une audace qui contrastaient avec sa modestie personnelle.

Il n'admettait pas qu'on se parât des plumes du paon et moins encore qu'on se mît à dénaturer les événements du passé, y fût-on poussé par le plus louable des patriotismes. Un historien, jugeait-il, pour être utile à ses concitoyens doit scrupuleusement éviter toute partialité politique ou confessionnelle. Ce principe élémentaire, difficile à observer en tout temps, et plus que jamais méconnu à l'heure actuelle, n'avait pas, en Suisse romande de meilleur défenseur que Charles Robert.

Mais plus que ses écrits, les dons remarquables de son esprit attestaient la rare valeur de son érudition. Il était doué de la plus prodigieuse mémoire qu'on pût rencontrer, au point de connaître les moindres bourgades de France et l'arrondissement de chaque député, sans parler des affaires de Suisse où excellait son savoir. On imagine quel merveilleux instrument était cette étonnante faculté pour le travail qu'il accomplissait



avec une méthode dont se souviendront toujours ceux qui étudièrent sous sa direction. Méthodique dans sa manière d'interpréter les documents, il l'était aussi dans ses investigations. Il savait que la meilleure besogne n'est nullement celle où l'auteur se fait valoir lui-même. Sans doute ses fonctions mêmes de bibliothécaire le contraignaient à des tâches modestes, mais il s'y dévouait entièrement, renonçant à toute ambition égoïste. Il lui arrivait d'envier ceux qui se livraient à des travaux plus personnels et plus architecturés que les siens, mais il eut cette humilité que donne la vraie intelligence. Il faut dire de lui ce qu'il disait d'Alfred Godet: Voici «le rare exemple d'une vie de désintéressement et de patriotisme auquel nous nous efforcerons de demeurer fidèles.»

Henri Naef.

### Bibliographie des travaux de Charles Robert.

Le 30 mai dernier s'est éteint à Neuchâtel notre collaborateur et notre ami Charles Robert. Il nous avait promis pour cette année la *Revue des publications historiques de la Suisse romande. 1917*. Il s'était jadis révélé un maître de la bibliographie critique et nous attendions son manuscrit avec impatience. Nous lui étions reconnaissants d'avoir affirmé par une offre spontanée, son attachement à l'*Indicateur*. Surtout nous apprécions en lui la sagesse de son conseil et la sûreté de son jugement.

La maladie l'a saisi comme il rassemblait ses feuillets et ses notes. C'est par le pieux hommage que lui adresse M. Henri Naef, et par ce souvenir à l'une des dernières activités de sa trop courte vie que la rédaction de l'*Indicateur* prend avec émotion congé de Charles Robert.

P. E. M.

Bibliographie. — *Musée Neuchâtelois*, 37<sup>me</sup> année (1900), p. 169—172.

Un récit contemporain de l'inondation de 1579. — *Musée Neuchâtelois*, 38<sup>me</sup> année (1901), p. 24—27.

Bulletin bibliographique, 1900—1901. — *Ibid.* p. 297—312.

Alfred Godet, 1847—1902. — *Ibid.*, 40<sup>me</sup> année (1903), p. 6.

Promenades autour de Valangin, par feu Georges Quinche. — *Ibid.*, p. 154—165, 262—274, 41<sup>me</sup> année (1904), p. 284—287.

Bibliographie. — *Ibid.*, 40<sup>me</sup> année (1903), p. 183—189.

Ferdinand Richard, 1834—1903. — *Ibid.*, 41<sup>me</sup> année (1904), p. 47.

Bulletin Bibliographique. — *Ibid.*, p. 86—91.

Charles Monvert, 1842—1904. — *Ibid.*, p. 159.

Un mémoire du chancelier de Montmollin sur sa disgrâce. — *Ibid.*, 41<sup>me</sup> année (1904), p. 211—230.

Souvenirs d'un officier neuchâtelois sur l'expédition en Franche-Comté, (1815). — *Ibid.*, 42<sup>me</sup> année (1905), p. 21—31.

Bibliographie. — *Ibid.*, 43<sup>me</sup> année (1906), p. 230—236.

Une lettre des Quatre-Ministres au Conseil de la Neuveville [11 décembre 1579]. — *Ibid.*, 44<sup>me</sup> année (1907), p. 69.

Catalogue de la Bibliothèque de la ville de Neuchâtel, t. IV, quatrième supplément, Neuchâtel, 1907, XVI—363—109 p. in-8.

Max Diacon 1851—1907, *Musée Neuchâtelois*, 45<sup>me</sup> année (1908), p. 27—29.

Un exemplaire de la chronique de Stettler aux armes de la ville de Neuchâtel. — *Ibid.*, p. 35—36.

Petite chronique. [Lettres de J. J. Rousseau à Samuel de Meuron et à Isabelle d'Ivernois données à la Bibliothèque de Neuchâtel. — Traduction allemande de *Caliste* et des *Lettres de Lausanne*. — Couleurs prussiennes arborées par l'*Industriel* en 1842.] — *Ibid.*, p. 38—40.

Petite chronique. [Lettres de J. J. Rousseau à Abram de Pury données à la Bibliothèque de Neuchâtel. — Chansons politiques de 1831 à 1856, lettre de l'avocat Bille (1829) et notes de F. Delachaux (février 1848) publiées dans le *National Suisse*. — Lettres du comte Gorani sur son passage à Neuchâtel.] — *Ibid.*, p. 71–72.

Petite chronique. [Documents sur les événements de 1831, 1848 et 1856, publiés par Arnold Robert. — Automates Jaquet Droz.] — *Ibid.*, p. 120.

Châteaubriand, candidat à la charge de gouverneur de Neuchâtel. — *Ibid.*, p. 147–150.

Etudes sur la succession de Neuchâtel, 1694–1714. I. La renonciation du prince de Carignan en faveur du Roi de Prusse. (Traité secret du 16 octobre 1707.) — *Ibid.*, 46<sup>me</sup> année, (1909), p. 37–43.

Petite Chronique. [*Archives de la Société d'histoire du canton de Fribourg*, tome IX.] — *Ibid.*, p. 47.

Petite Chronique. [Les abbés titulaires de Fontaine André. — Henri Arnaud à Neuchâtel. — Un navire de guerre sur le lac de Neuchâtel. — Le drapeau de la République.] — *Ibid.*, p. 93–96.

Petite Chronique. [Lettres de Druey à Gonzalve Petitpierre. — Le rédacteur des *Mémoires de Fauche-Borel*.] — *Ibid.*, p. 269–270.

Petite Chronique. [Notes bibliographiques: Arnold Robert. Jules Jeanjaquet.] — *Ibid.*, 47<sup>me</sup> année (1910), p. 48.

Bibliographie des travaux de William Wavre. — *Ibid.*, p. 63–66.

Société de Belles-Lettres, Neuchâtel. Livre d'Or, 1852–1907. Neuchâtel, 1909 XV–253 p., in-8. [*Les notices bibliographiques sont de Charles Robert*.]

Petite Chronique. [Notes bibliographiques: Centenaire de la Chambre d'assurance. — Annales J.-J. Rousseau. — Lettres de Léopold Robert]. — *Musée Neuchâtelois*. 47<sup>me</sup> année (1910), p. 191–192.

Catalogue de la Bibliothèque de la ville de Neuchâtel, Neuchâtel, t. V, cinquième supplément, Neuchâtel, 1908, VI–448 p. in-8.

Une lettre d'Emer de Vattel, [26 mai 1757], *Musée Neuchâtelois*, nouv. série, 1<sup>re</sup> année (1914), p. 238–240.

Henri-Jules de Bourbon, prince de Condé, et sa femme Anne de Bavière, *Ibid.*, nouv. série. 4<sup>me</sup> année (1917), p. 234–239.

## Errata

No. 1 de l'*Anzeiger* de 1918.

p. 67 *in fine*, signature: au lieu de *Charles Martin*, p. 2., lire: *Charles Martin pr.* [pasteur].

p. 71, ligne 11, supprimez: *avoir été aussi veules et aussi peu intelligents qu'il les suppose*.

p. 71, ligne 20, au lieu de *évolutionnaires*, lire *révolutionnaires*.

Leere Seite  
Blank page  
Page vide